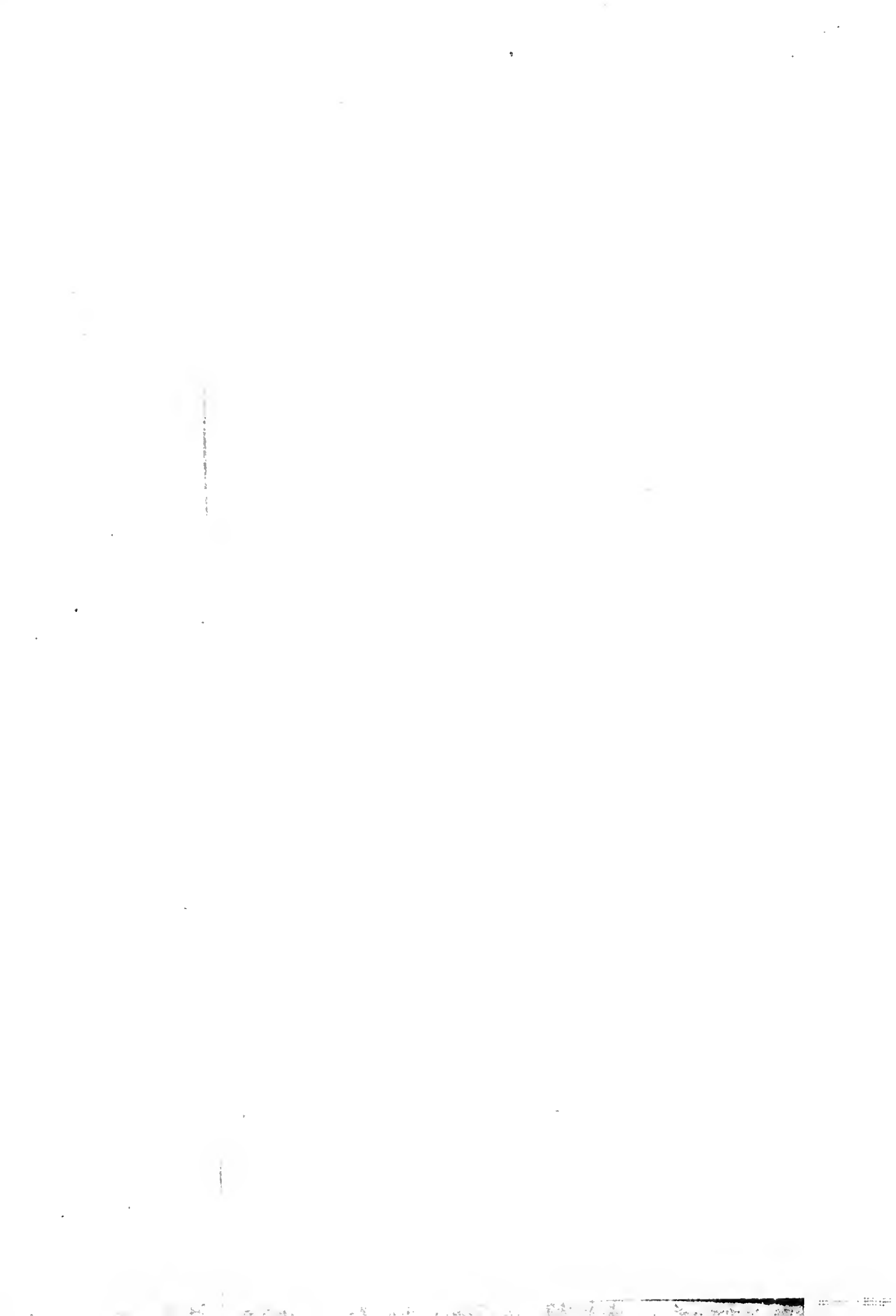
Uhland, Johann Ludwig, 1787-18[illegible]

Gedichte ... 1925



Wiesbadener Volksbücher

Nr. 134 *



Nr. 134 *

Gedichte

von

Ludwig Uhland

Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden
Geschäftsstelle: Buchhandlung Limbarth-Venn, Wiesbaden, Kranzplatz 2

Wiesbadener Volksbücher.

Die mit * bezeichneten Bändchen sind Jugendschriften.
Ziffer vor * gibt Lebensalter an, von dem ab das Bändchen als Lesestoff geeignet i[st].

Jhr.		Nr.	Pfg.
12.	*Almquist, K. J. L., Die Kolonisten auf Grimstahamn	23	30
13.	*Amicis, Ed. de., Von den Apenninen zu den Anden	106	30
11.	*Andersen, H. Chr. Märchen	132	60
	Anzengruber, L., Der starke Pankraz	127	35
15.	*Arndt, E. M., Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein	119	65
	Asmussen, G., Was Peter Volkertsen als Vormund erlebte	164	35
	Auerbach, B., Diethelm	157	130
13.	*Bartels, Adolf, Wilde Zeiten	78	100
	Bartsch, R. H., Der Schatz u. a.	154	35
9	*Bechstein, L., Märchen	151	30
15.	*Bechtolsheimer, Hch., Das Hungerjahr	97	130
13.	*Benedictsson, Viktoria, Kameraden	198	30
	Björnson, B., Ein fröhlicher Bursch	57	60
	— Synnöve Solbakken	149	60
	Boßhart, J., Vom Golde	94	50
	Brandt, E. R., Vor fünfzig Jahren; Der 3. August	191	45
14.	*Brinkman, John, Generalreeder	179	40
	Busse, Karl, Die rote Julka u. a.	147	35
	— Aus Krieg und Frieden	188	40
	Busse-Palma, G., Onkel Bim u. a.	152	45
	Carmen Sylva, Das Sonnenkind u. a. Märchen	80	30
	David, J. J., Der Jubilar u. andere Erzählungen	120	50
	Deledda, Grazia, Der Alte vom Berge	81	40
	Dickens (Boz), Der Weihnachtsabend	4	45
	Döring, Fritz, Zertretene Saat	104	40
	— Die Bergleuchte	64	40
15.	*v. Droste-Hülshoff, A., Die Judenbuche	26	35
13.	*v. Ebner-Eschenbach, Krambambuli; Der gute Mond	12	30
	v. Eichendorff, J., Freiherr, Gedichte	88	50
15.	*Erlebnisse in den Kriegsjahren 1806 bis 1815	130	50
	Ertl, E., Christl	162	25

Jhr.		Nr.	Pfg.
15.	*Eyth, Max, Blut und Eisen	128	55
	Etlar, Carit, Landleute	112	20
	Federer, H., Die Manöver	184	50
	Fendrich, A., Kriegskreuze	18[?]	20
13.	*Fischer, W., Das Licht im Elendhause	3[?]	40
	Flex, Walter, Das Blut der Almuth Petrus	200	30
13.	*Fouqué, Undine	113	60
13.	*v. François, Luise, Fräulein Muthchen	14	35
14.	*— Geschichte m. Urgroßvaters	197	60
15.	*Frapan, Ilse, Altmodische Leute	20	25
	Frey, Jakob, Der Alpenwald	73	50
	— Die Tochter vom Oberbühl	77	68
13.	*Gerstäcker, F., Der Schiffszimmermann; Das Wrack	38	70
15.	*— Germelshausen	71	25
15.	*Goethe, Götz v. Berlichingen	110	50
14.	*— Hermann und Dorothea	59	40
12.	*— Reineke Fuchs	163	80
14.	*Gotthelf, J., Elsi, die seltsame Magd	24	20
	— Wie Christen eine Frau gewinnt	82	40
15.	*— Der Besenbinder	156	35
	Grasberger, Hans, Adam und Eva	111	40
	Greinz, R., Das fünfte Rad	7	25
	Grillparzer, F., Der arme Spielmann	32	35
7.	*Grimm, Brüder, Märchen	105	90
12.	*— Jak., Walthari-Lied *— Wilh., Der arme Heinrich	51	30
12.	*— Deutsche Sagen. 1. Bändchen: Örtliche Sagen	121	50
12.	*— Deutsche Sagen. 2. Bändchen: Geschichtliche Sagen	122	50
	Grosse, Julius, Rabensbeck	139	80
13.	*Hansjakob, H., Valentin der Nagler	2	35
	Hart, Hch., Vincenz	138	20
12.	*Hauff, Wilh., Die Karawane (Märchen)	8	70
	— Jud Süß	34	50
11.	*— Kalte Herz	195	30
11.	*Hebel, J. P., Erzählungen des Rheinl. Hausfreundes	144	120
	Hebbel, Fr., Meine Kindheit; Mutter und Kind	42	60
15.	*Heidenstierna, A., Patron Jönssons Lebenserinnerungen	173	70
	Heiberg, Herm., Peter Brede; Ich liebe dich	43	35

* Wiesbadener Volksbücher Nr. 134 *

Gedichte

von

Ludwig Uhland

21. bis 30. Tausend



Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden
Geschäftsstelle: Buchhandlung Limbarth-Venn, Wiesbaden, Kranzplatz 2
1925



* Wiesbadener Volksbücher Nr. 134 *

Gedichte

von

Ludwig Uhland

21. bis 30. Tausend



Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden
Geschäftsstelle: Buchhandlung Limbarth-Venn, Wiesbaden, Kranzplatz 2
1925

Druck von Carl Rembold A. G., Heilbronn a. N.

Inhalt.

Altfranzösische Gedichte.

Zur zweiten Auflage.

Bei dieser Neuausgabe der zuerst 1910 erschienenen Auswahl der Gedichte Ludwig Uhlands wurden der Raumersparnis halber manche Stücke fortgelassen, dafür aber wenigstens zwei neu aufgenommen, die von Freunden seiner Muse schmerzlich vermißt worden waren. Bei dem Gedicht „Die sterbenden Helden“, das zu seinen ältesten gehört und noch nicht die Formvollendung der späteren aufweist, konnte man schwanken, ob es fallen zu lassen sei. Der Dichter erzählt von zwei Kriegern, die sterbend auf dem Blachfeld liegen. Der Sohn fürchtet, daß er von den Richtern, denen er sich jetzt zu stellen hat, zu leicht befunden werde, um fortan Odins Gast in Walhalla zu sein, da die Norne ihn grausamerweise dahingerafft habe, bevor hoher Taten Bild auf seinem Schild leuchte. Der Vater sucht ihn zu beruhigen und bescheidet ihn in nachdrücklichen Worten dahin, daß der Tod fürs Vaterland alle noch so großen Taten aufwiege. Die Eltern und Geschwister, deren Söhne und Brüder mit dem Hochgesang „Deutschland, Deutschland über alles“ ihr junges Leben frohgemut dem sicheren Tod entgegentrugen, werden uns darin beipflichten, daß wir dieses Gedicht der Sammlung erhalten haben.

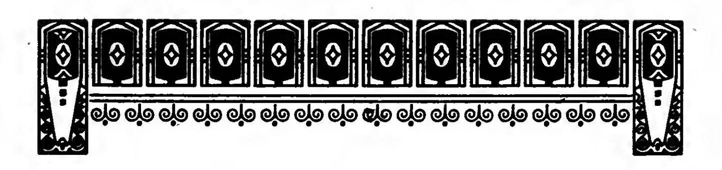
Unverändert wieder abgedruckt wurde auch das vorstehende biographische Vorwort, in dem vor allem Uhlands Stellung zur deutschen Frage erörtert wurde, obwohl die politischen Voraussetzungen unserer Betrachtung sich seither gründlich verwandelt und verschoben haben. Dem Anschein nach hat die kleindeutsche Lösung, die Uhland

seiner Zeit in der Hauptsache gefühlsmäßig ablehnte, vor dem Richterstuhl der Geschichte die Probe nicht bestanden; ein tiefer schürfendes und alle Umstände sorgfältig berücksichtigendes Urteil wird indessen für die Katastrophe, deren Zeugen wir schaudernd gewesen sind, weniger den genialen Gründer des Deutschen Reichs verantwortlich machen als die Nachfahren, die den äußerst schwierigen, neuen Aufgaben, die der wunderbare Aufstieg des germanischen Mitteleuropas nun einmal stellte und stellen mußte, nicht gerecht zu werden wußten.

Erst in den neuesten Darstellungen unserer nationalen Geschichte der jüngsten Vergangenheit hat man begonnen, freimütig, offen und mit einem durch Erfahrungen geschärften Urteil über diese Dinge und ihren Zusammenhang zu sprechen, und die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, da alle Vaterlandsfreunde sich über gewisse Grundtatsachenbestände und die Voraussetzungen eines gedeihlichen politischen Zusammenwirkens einigen werden. Die Wiesbadener Volksbücher aber, die unseren Volksgenossen im Schützengraben und in der Heimat ohne Unterschied der Partei lieb geworden sind, müssen hier Zurückhaltung üben und auch den Anschein jeder Parteinahme zu vermeiden suchen. Und das geschieht um so lieber im Andenken an Ludwig Uhland, dessen schlichte und aus dem Born des deutschen Gemüts geschöpfte Kunst wie die keiner anderen unserer nationalen Dichter der Jugend wie dem Alter, dem Gelehrten wie dem Ungelehrten, kurz dem ganzen deutschen Volk verständlich, vertraut und heilig ist.

Wiesbaden, den 4. Mai 1924.

E. Liesegang.



Ludwig Uhland.

In einer seiner gemütvollen Erzählungen schildert Heinrich Seidel, wie ein wackerer, junger Mann von seiner Wohnung im Gartenhaus aus ein junges Mädchen beobachtet und sie vom bloßen Anblick so lieb gewinnt, daß er den festen Entschluß faßt, sie womöglich zur Lebensgefährtin zu gewinnen. Als er nun sieht, daß sie sich im Garten niederläßt und ein Buch vornimmt, beschleicht ihn banger Zweifel, ob ihr Geschmack auch der Vorstellung entspreche, die er sich nach dem äußeren von ihrem inneren Wesen gebildet hat. Da entdeckt er auf dem Einband den Titel „Uhland", und jetzt kennt seine Freude keine Grenzen: „Uhland, mein Lieblingsdichter! Und sie saß dort mit freudig erregtem Ausdruck und las die klaren, einfältigen Verse dieses liebenswürdigsten aller deutschen Dichter. Denn Uhlands Dichtungen zeigen wie keine anderen eine wahre poetische Einfalt, frei von Künstelei und wuchtendem Prunk, es ist die Sprache eines edlen, warmen, deutschen Herzens, und darum ist er auch ein Dichter des Volks geworden wie kein anderer."

Wohl jedem Deutschen auf dem weiten Erdenrund sind diese Worte aus der Seele gesprochen, denn von der ersten Jugend her klingen uns Uhlands Verse wie liebliches Ge-

läute. Den Mädchen erzählt er von dem wundermilden Wirte, von dem Grafen, der sich an Walderdbeeren erquickt und von des Goldschmieds Töchterlein. Für die Knaben bedeutet er noch mehr. Sie lernen von Uhland, daß gute Kameradschaft nur der Tod scheiden darf, sie empfinden mit Jung-Siegfried und Jung-Roland den Reiz und den Stolz des Heldentums; von ihm erfahren sie zuerst vom großen Kaiser Karl, von Friedrich Rotbart lobesam, von Eberhard dem Greiner, aber auch von dem guten Recht des Volks, das selbst Fürstenmacht als heilig achten soll, und, sobald das Lied vom weißen Hirsch gesungen wird, von den mannigfachen Fehlschlägen, die unser Volk trafen, als es sich seine Einigkeit zu schaffen unterfing.

Die nachstehende Auswahl wendet sich an die weitesten Kreise, sie ist vornehmlich für die unter Uhlands Landsleuten bestimmt, die seines Schutzes und seiner nie versagenden Hilfe am meisten bedurften und daher seinem Herzen am nächsten standen. So eng bemessen nun auch der Raum ist, den die „Wiesbadener Volksbücher“ für ein Vorwort verwenden dürfen, Uhlands Leben ist in seinem ganzen Verlauf, in seinem schlichten Streben nach Erfüllung seiner Bürgerpflichten so ergreifend und so vorbildlich; es zeigt zugleich, wie nur einem edlen Stamm so köstliche und reife Früchte beschieden sein können, daß es auch an dieser Stelle wenigstens in seinen Hauptzügen vergegenwärtigt werden muß. —

In dem gesegneten Lande nordöstlich vom Schwarzwald und westwärts von der Rauhen Alb ward Ludwig Uhland am 26. April 1787 geboren. Seine Wiege stand in der alten Hochschulstadt am oberen Neckar; an der Universität zu Tübingen war sein Großvater als Theologe tätig, und an eben dieser Anstalt versah der Vater den Posten eines Sekretärs. Wie bei Goethes Eltern fanden der

Ordnungssinn, die Gewissenhaftigkeit und strenge Rechtlichkeit des Vaters ihre Ergänzung in den liebenswürdigen Eigenschaften der Mutter. Sinnig, gesprächig und munteren Geistes erschien sie auch in späteren Jahren noch anspruchsvollen und klugen Beobachtern. Diesem ehrenhaften und zugleich auf ideale Ziele gerichteten Elternhaus verdankt der Dichter einen guten Teil seines Ruhms; die Eindrücke, die er hier empfing und in den Grund seines Wesens aufnahm, waren sein Leben lang seine Richtschnur und festeten ihn schon in jüngeren Jahren gegen die mannigfachen Gefahren, denen so viele seiner begabten Alters- und Kunstgenossen erlagen. Uhlands Frau, die treue und verständnisvolle Gefährtin, hat bald nach seinem Tode ein Erinnerungsbuch geschrieben: schmucklos, schlicht und wahrhaftig, ganz, wie es seinem Sinn entsprochen haben würde. Mit Stolz bekundet auch sie, daß Eltern und Großeltern ein wahrhaftiges, redliches und frommes Gemüt besessen, es auf ihren Ludwig vererbt und mit Liebe und Treue weiter ausgebildet hätten. Wie dieses Verhältnis zwischen Kind und Eltern war, das bezeugen die Briefe, die sie ihrem Werke einverleibt hat: sie sind ein herrliches und bleibendes Denkmal vertrauender und inniger Kindesliebe.

Der junge Uhland besuchte nun zunächst die Lateinschule seiner Vaterstadt, wo er sich indessen nur die Elemente gelehrter Bildung aneignete. Schon im Herbst 1802 wurde er immatrikuliert, um Rechtswissenschaft zu studieren und zugleich seine allgemeine Bildung zu vervollständigen. Den Fachstudien widmete sich der frühreife Jüngling mit Fleiß und Geschick, aber ohne inneren Beruf. Mit den Hauptwerken der klassischen Literatur machte er sich, wie begreiflich, gerne vertraut; getroffen aber und ergriffen im Innersten wurde Uhland erst, als er die Poesien des deutschen Mittelalters, Waltharius, das Nibelungenlied und

des Knaben Wunderhorn kennen lernte. Und diese Neigung für die Vergangenheit unseres Volkes erhielt ihren Antrieb und ihre Weihe durch die trübe Gegenwart. Mochte Württemberg an äußerem Umfang wachsen, mochte der schwäbische Waffenruhm wieder erstehen und die Heimat vor den Heimsuchungen bewahrt bleiben, die überall sonst die Bevölkerungen zum Mut der Verzweiflung trieben: sein nachdenkliches Gemüt mußte bald die Schmälerung des deutschen Namens und die Schande der Fremdherrschaft empfinden. Der Künstler, der sonst an edlem Maß stets mit den Griechen wetteifert, hat in dem Tyrannen in des Sängers Fluch Napoleon gezeichnet und in seiner Leidenschaft dies eine Mal die Farben viel zu stark aufgetragen. Aus den trüben und für ein patriotisches Herz bedrückenden Zuständen flüchtete sich Uhland also in die reinere Luft jener fernen Zeiten; die Ideale, die die Gegenwart ihm nicht zu bieten schien, suchte er im Mittelalter, das in seinem einfacheren Zuschnitt seinem ganzen naiven Empfinden schon an und für sich sympathisch sein mußte, und dessen Anschauungen und Verhältnisse er allgemach — mehr dem Zug des Herzens als des Verstands folgend — umzuwandeln und seinem poetischen Geschmack anzupassen begann.

Bevor er aber diesen Studien durch Hineinbeziehen der nordischen Sprachen und Literaturen sowie vor allem des Romanischen einen breiteren Unterbau geben konnte, galt es, die akademische Lehrzeit zu beenden, und das geschah im Jahr 1808 durch ein vorzügliches Examen und im Jahr 1810 durch Ausarbeitung einer ihres gediegenen Inhalts wegen hochgeschätzten Doktordissertation. Neben der Jurisprudenz und neben der Beschäftigung mit der älteren Geschichte des deutschen Schrifttums hatte indes Uhland den zwanglosen Verkehr auf der Universität dazu benutzt, um im Umgang mit gleichgestimmten Freunden sich über die Grund-

anschauungen der Kunst klar zu werden, namentlich aber über die Gesetze der Poesie, denn durch den Austausch der Erstlinge eigenen dichterischen Schaffens erhielt die Kameradschaft, die den Studenten Ludwig Uhland für immer vornehmlich mit Justinus Kerner und Karl Mayer verband, ihr richtiges Fundament. In diesem engen Kreise taute der Schweigsame auf, da konnte er beredt werden und von Lustigkeit sprühen. Erst einige Jahre später gesellte sich ihm und dem etwas älteren Kerner noch als drittes „Dichterkleeblatt" Gustav Schwab hinzu. Ihnen beiden aber und den ferner stehenden Dichtergenossen galt Uhland, von dessen schönsten Liedern nicht wenige in die Studienzeit zurückreichen, als das anerkannte Haupt und als der Führer in der großen Kunst- und Lebensfrage, die alle Gemüter bewegte: in der Stellungnahme zu der Romantik.

Der Hochsitz dieser Schule, die damals schon in die zweite, man möchte sagen poetisch ergiebigere Periode ihrer Entwicklung eintrat, war Heidelberg, wo sich Nord- und Süddeutsche, wo sich L. v. Arnim und Clemens Brentano zusammengefunden hatten. Für Uhland und die Seinen konnte seiner ganzen Auffassung nach kein Zweifel sein, zu welcher Partei man sich schlagen sollte. Obwohl neben Bürger vornehmlich Goethes Lyrik auf ihn eingewirkt, empfand Uhland sehr wohl, daß dessen klassisches Ideal niemals das seine werden konnte. Zu sehr fühlte er sich als Sohn des Nordens, und ausdrücklich bekennt er, daß ihm wie auch Novalis das Dunkelklare überall die bedeutendste Färbung im Leben und vollends in der Poesie ist. Und ebenso war er bald zur Einsicht durchgedrungen, daß in der Fähigkeit, sich in die Seele der Landschaft zu versenken, die Romantik der klassischen Kunst ebenso überlegen sei, wie ein schwellender Kranz deutscher Waldblumen tausendmal schöner ist als jene straff gewundenen Lorbeer-

guirlanden, die die Bildwerke der Alten schmücken. Die Vorliebe der Romantik für das Volkstümliche in der deutschen Vergangenheit und in der älteren Kultur aller Nationen, ihre Begeisterung für Sage und Volkslied sowie für die Kräfte des Gemüts und das Seelische im Menschen, alle diese Bestrebungen schlugen verwandte Saiten in Uhlands Innern an und machten ihn empfänglich für die Fülle der Anregungen, die von dieser Schule und von ihren Hauptvertretern ausgingen. Und dennoch bewahrte der gesunde Sinn, den er dem Elternhaus und der ernsten, männlichen Kraft des schwäbischen Stamms verdankt, ihn und die ihm verbundenen heimischen Dichtergenossen vor den Verirrungen und Unnatürlichkeiten, die bei der Nachwelt eine reine Freude an den poetischen Erzeugnissen der Romantik nur selten aufkommen lassen.

Nach Beendigung der Doktorarbeit unternahm Uhland im Frühjahr 1810 eine seit langem geplante Fahrt nach Paris, um den Code Napoléon in Frankreich selbst kennen zu lernen, vor allem aber, um in der Nationalbibliothek sich den altfranzösischen Handschriften zu widmen. Manche interessante und anregende Bekanntschaft verschaffte ihm der Aufenthalt dort, auch die spanische und portugiesische Literatur begann er nunmehr in den Bereich seiner Studien zu ziehen. Vor allem aber trug er auf der Bibliothek die handschriftlichen Quellen zusammen für seine erste, große, wissenschaftliche Abhandlung aus dem Gebiet seiner selbstgewählten Lieblingsbeschäftigung: „über das altfranzösische Epos“.

Nach der Rückkehr lebte Uhland zunächst wieder in Tübingen im Elternhaus, dann machte er in Stuttgart den Versuch, als Sekretär im Justizministerium die normale Beamtenlaufbahn einzuschlagen. Als das nicht glückte oder aber sich zu lang hinzögerte, blieb er in der Landeshaupt-

stadt und übte dort fortan mit innerem Widerstreben den Beruf des Rechtsanwaltes aus. Seine Poesie erhielt in diesen Zeiten, zumal nachdem für sein engeres Vaterland endlich die ersehnte Stunde der Trennung von der französischen Waffengemeinschaft gekommen war, einen ausgesprochen nationalen Impuls.

Im Jahr 1815 erschien im Cottaschen Verlag die erste Sammlung seiner Gedichte, durch die Uhland sich sofort in seiner ganzen Eigenart vor das Publikum stellte. Die köstlichen Gaben, mit denen er später den alten Schatz noch vermehrte, sind, wie einer seiner Biographen es ausdrückt, ein schöner Schmuck seines Bildes geworden, aber sie haben es nicht mehr verändert. Was Uhland seinem Volke werden sollte, der Klassiker der Romantik und der König der deutschen Balladendichtung, der in unserem nationalen Schrifttum seinen Platz neben Goethe einnimmt, das ist er schon auf Grund dieser Sammlung, die er noch vor Vollendung des dreißigsten Lebensjahres herausbrachte.

So wahr auch das Wort ist, daß es zunächst die Stammesgenossen waren, die Uhland als ihren Herzog und Sangesfürsten auf den Schild erhoben, so konnten sich doch auch andere sachkundige und unbefangene Beurteiler dem Zauber nicht entziehen, der seiner Poesie entströmte. Noch während des Pariser Aufenthalts hatte der junge Schwabe Adalbert von Chamisso kennen gelernt und ihm eine ansehnliche Zahl seiner Gedichte vorgelesen. „Ich kann wohl sagen," schrieb damals der neugewonnene Freund in die Heimat, „daß mich nach Goethe kein Dichter so angeregt hat. Es gibt vortreffliche Gedichte, die jeder schreibt und keiner liest, andere wiederum, die keiner schreibt und jeder liest, und von dieser letzten Gattung sind die Uhlandschen; die Form darin ist wegen der Poesie da, wie an den andern die Poesie wegen der Form". Mochte der äußere

Erfolg vorläufig ein geringer sein und die zweite Auflage bis 1820, die dritte gar bis 1826 auf sich warten lassen (später folgten die Ausgaben Schlag auf Schlag): von vielen Seiten kam Zustimmung und Ermunterung, am freudigsten aber und am lautesten, wie schon angedeutet, aus der engeren Heimat. Da war es vor allem der treue Freund, Jünger und Dichtergenosse Gustav Schwab, der als Redakteur des in literarischen Dingen hochangesehenen „Morgenblatts“ sich mit ganzer Person für den Dichter einsetzte. Noch heute liest man nicht ohne Rührung und zugleich mit der Ehrfurcht, die man vor einem historischen Denkmal hat, seine großzügige Würdigung Uhlands. Nicht ganz freilich wird man ihm beipflichten können, wenn er das Gemüt als die treibende Kraft aufgefaßt wissen will, der jener seiner Dichterkraft verdanke. — In der Folge trat dann die Uhlandsche Dichtung ihren Siegeszug an, niemandem aber ergriff sie stärker als den armen Jungen im fernen Holstein, der unter den kümmerlichsten äußeren Bedingungen seinem hohen Beruf, die tragische Muse seines Vaterlands neuem Ruhm entgegenzuführen, langsam entgegenreifte. Wie oft hat nicht Hebbel sich darüber ausgesprochen, daß Uhlands Gedichte ihn erst in das Geheimnis der Kunst einführten! „Sie schlossen mich,“ so rühmte er, „mir selbst auf, sie beschäftigten meinen Geist und erquickten und ernährten mein Gemüt. Uhland habe ich meine Selbsterhaltung zu verdanken, daher rührt die grenzenlose Verehrung, die ich für ihn hege.“

Und als endlich dieses Leben vollendet war und im Spätherbst 1862 die Trauerkunde das Land durcheilte, daß sich der süße Liedermund für immer geschlossen habe, da teilten sich die Stämme unseres Vaterlands redlich in die Ehrenpflicht, das Grab mit frischen Kränzen zu schmücken und den Nachfahren zu überliefern, was Ludwig Uhland

den Zeitgenossen gewesen war. Da trat gewissermaßen als Wortkalter der schwäbischen Landsleute Friedrich Theodor Vischer auf, von den Mitteldeutschen ergriff Heinrich von Treitschke die Feder, und aus der Reihe der Markmannen im Norden erhob sich Otto Jahn zum Wettstreit zu Ehren des vielgeliebten Sängers.

In einem nun sind alle diese Urteiler, von welcher Seite her sie auch an Uhlands Dichtung herantreten mögen, einig: in der Betonung des tiefen Zusammenhangs zwischen dem Poeten und seinem Stamm sowie seinem schönen Heimatland. „Wer je südwärts geschaut hat von Hohentübingen, wo der Blick die ganze Kette der Alb vom Hohenzollern bis zum Hohenstaufen beherrscht, dem wird dies edle Landschaftsbild aus seinen Liedern immer wieder entgegentreten.“ Und wie im Wesen Uhlands das Strenge mit dem Zarten, das Starke mit dem Milden sich zu schöner Harmonie zusammenfügt, so sei es auch, meint Friedrich Theodor Vischer, mit der schwäbischen Landschaft, sofern man nur, einem Taleinschnitt folgend, am kristallenen Bergwasser entlang über den grünen Wiesengrund zu den reichgesegneten Fruchtgefilden der Ebene fortschreite. Das Volkstum dieser Landschaft sprach Uhland in jeder Hinsicht an; wie er die Gegenwart liebte, so umfaßte er mit der gleichen Neigung die Vergangenheit. Hier vor allem ist die Heimat der Volkslieder, die seinen Ruhm zuerst in die Menge trugen und die deutschen Komponisten heranlockten.

Ein so feiner Kenner deutscher Musik wie Otto Jahn hat diese Anziehungskraft der Uhlandschen Lieder zu begründen gewußt. Den Tondichter reizt zuerst der Wohlklang des Worts und die schöne Bewegung des Verses und der schlichte, echtmenschliche Inhalt. Während aber in vielen der herrlichsten Gedichte Goethes das tiefe Gefühl den Wortausdruck dermaßen durchdringt und sättigt, daß

auch die geringste Zutat das wunderbare Ebenmaß des Kunstwerks aufheben muß, gewähren die Uhlands Anregung und Spielraum für den musikalischen Ausdruck, ohne daß des Dichters Wort verdeckt würde. Das Vorbild dieses reifen und wohlüberlegten Kunstpoeten waren hierbei die geliebten Volkslieder, durch deren wirklich gründliche und methodische Behandlung sich Uhland ein großes und bleibendes Verdienst um die damals noch junge germanistische Wissenschaft erwarb. Gerade die außerordentliche Vertrautheit mit diesem Stoff ermöglichte es dem Sänger, mit unfehlbarer Sicherheit den naiven Ton zu treffen. Sehen wir aber näher zu, so bemerken wir auch bei der einfachsten Weise eine kunstvolle Steigerung und einen dem Volkslied fremden, sorgfältig vorbereiteten Abschluß. Und dieselbe Beobachtung kann man bei Uhlands Sprache machen. Sein scheinbar so einfacher und so sorglos dahinfließender Stil ist das Ergebnis gewissenhaftester Erwägung, die durch ein feines Ohr für den inneren Wortlaut trefflich unterstützt wird. Daher ward er auch ein glücklicher Mehrer unseres Sprachschatzes, denn die veralteten Wendungen und Worte, die er mit richtigem Takt aufnahm, haben sich fast durchweg wieder Bürgerrecht in unserem modernen Hochdeutsch gewonnen.

Uhlands wahrhafte Größe aber beruht doch, wie wir bereits wissen, auf seiner Balladendichtung. Kleine, anekdotenhafte Züge, wie sie ihm bei seinen ausgebreiteten Studien der alten Überlieferungen der romanisch-germanischen Völkern nicht selten begegneten, weiß er je nachdem mit kräftigem Humor oder mit schalkhafter Anmut zu einer wirkungsvollen Ballade auszugestalten. Dabei verfährt er insofern mit einer gewissen, unzweifelhaft aber berechtigten Souveränität, als er die ihm einmal gewohnte, treuherzige, auf das deutsche Mittelalter zugeschnittene Art

einfach auf die romanischen, spanischen, normannischen und nordischen Stoffe überträgt. Am besten aber gelingen dem mutigen Manne, der einem notwendigen Kampf nicht auszuweichen pflegte, die Gedichte, in denen der alte Reckenmut der Altvordern sich in wilder Feldschlacht entladet und Sieg und Niederlage über Menschenlos und Völkerschicksal entscheiden.

Die reiche Ernte Uhlandscher Lyrik drängt sich in ein kurzes Jahrzehnt zusammen, so daß man in bezug auf ihn wohl von einem Dichterfrühling gesprochen hat, dem Sommer und Herbst gefehlt hätten. Zwei Drittel des Gesamtertrags umfaßte jene erste Sammlung, die 1815 herausgekommen war. Auch als Jüngling, in der Zeit köstlichen Gelingens, hatte er niemals der Produktion gebieten können, sondern stets die glückliche Stimmung abwarten müssen. Kam indes der Gott über ihn, so pflegte die dichterische Kraft länger anzuhalten, und ein Lied weckte dann das andere.

Diese schönen Tage dichterischen, frohen Hochgefühls wurden in der Jahre Lauf immer seltener, und Goethes Befürchtung, daß der Politiker in Uhland den Dichter aufzehren werde, ist nicht ganz unzutreffend. Zunächst freilich brachte die Beteiligung an den politischen Kämpfen der engeren Heimat, die nach der Niederzwingung Napoleons eintrat, dem jungen Poeten eine Erweiterung seines Stoffgebiets. Den tiefempfundenen, vaterländischen Gesängen gesellten sich jetzt die Zeitgedichte bei, und auch hier ist es wieder bezeichnend, daß der Jüngling selbst auf dem neuen Felde literarischer Betätigung sich sofort als Klassiker erwies. Hatte er sonst vom Volkslied gelernt, so war diesmal Herr Walter von der Vogelweide, der freieste Kopf und der liebenswürdigste Sänger des ganzen deutschen Mittelalters, sein unverkennbares Vorbild. Abermals gingen Poesie und Wissenschaft in treuer Gemeinschaft Hand in

Hand, denn grade diesem Meister, mit dem man Uhland selbst oft verglich, hat er ein wunderschönes, biographisches Denkmal gesetzt, das auch heute noch kein Leser ohne Genuß aus der Hand legen wird. Von Walter also empfing unser Dichter die Gabe, über politische Fragen der Gegenwart in gebundener Rede seine Meinung zu sagen. Bei beiden geschieht das in so vornehmer, maßvoller und gerade darum so überzeugender Form, daß man immer wieder nur schmerzlich bedauern kann, daß unsere politische Dichtung vielfach völlig andere Bahnen einschlug.

Die politischen Wirren im württemberger Ländchen, in die sich Uhland allzusehr verstricken ließ, im einzelnen zu verfolgen, kann nicht der Zweck unserer Zeilen sein. Es handelte sich um ein neues Verfassungswerk, und es mag genügen, hier zu erwähnen, daß wohl von beiden Seiten, von der Regierung und von den Abgeordneten, zu denen unser Held seit 1819 gehörte, oftmals mit echt schwäbischem Eigensinn um des Kaisers Bart gestritten wurde. Inzwischen gründete sich Uhland seinen eigenen Hausstand. Er verheiratete sich mit Emma Vischer, zu der er sich längst hingezogen fühlte; auch sie hatte mit dem weiblichen Scharfblick längst erkannt, daß die Liebe es war, die seiner Zurückhaltung zugrunde lag. Wir kennen das Verhältnis der beiden Ehegatten, denen Kinder versagt blieben, aus dem Briefwechsel, den die Witwe ihrem schönen Erinnerungsbuch anvertraute; auch erzählt uns Hermann Grimm, daß bei einem Besuch des Ehepaars in seinem Elternhaus, als der allzu Wortkarge sich vollends in Schweigen hüllte, Frau Emma einfach das Wort nahm und wie in seinem Namen die Unterhaltung führte.

Der leidigen Sorge um den Erwerb des täglichen Brots durch einen ungern ausgeübten Beruf ward Uhland durch seinen Ehebund enthoben, und mit um so größerem

Eifer konnte er sich nunmehr der Politik und der Wissenschaft hingeben.

Wie von ihm nicht anders zu erwarten, versah Uhland seine Pflicht als Volksvertreter mit peinlicher Gewissenhaftigkeit; ergriff er in den öffentlichen Sitzungen nur selten das Wort, so war er in den Kommissionen als geschulter, kenntnisreicher Jurist um so mehr am Platze. Die freie Zeit, die übrig blieb, benutzte er dann, um die alten Dichtergenossen zu besuchen und sich etwa mit Gustav Schwab ein Stelldichein in Weinsberg zu geben, wo Justinus Kerner am Fuße der rebenbekränzten Weibertreu sich sein gastfreies Haus erbaut hatte, zu dessen Einweihung Uhland einen herrlichen „Zimmerspruch" verfaßte. Zu den früheren Freunden kamen dann allgemach noch andere: die jungen und älteren Vertreter der germanistischen Wissenschaft, darunter ihrer aller Meister, der Uhland so unendlich teure Jakob Grimm. Größere Reisen in die verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes und hier und da nach dem Ausland gaben diesen Bekanntschaften einen persönlichen Charakter; am häufigsten aber ging doch die Fahrt zum alten Freiherrn von Laßberg in die von Uhland besonders geliebte, freie Schweiz und später nach der alten Meersburg am Bodensee, die der humorvolle, freundliche Edelmann inzwischen erworben und zum Stapelplatz seiner reichen, altdeutschen Schätze gemacht hatte.

In dieses Idyll eines ruhigen und ertragreichen Gelehrtenlebens, das von den nachgerade gewohnten Aufregungen und Weiterungen in der Kammer doch nur oberflächlich berührt wurde, fiel nun auf einmal das große Ereignis, der Versuch, aus der Misere des Bundestags und der Reaktion mit einem Schlag herauszukommen und dem Willen des Volkes gemäß ein freies, herrliches, deutsches Reich zu begründen.

Als daher der Sturm aus dem Westen dahergebraust kam und auch nach Tübingen seine Wellen warf, wo unser Dichter vom Jahre 1830 bis zu seinem Tode seinen Wohnsitz hatte, da versammelten sich Bürger und Studenten, um in einer scharf gehaltenen Adresse festzustellen, daß der Hauptwunsch aller Vaterlandsfreunde, eine freie Selbsttätigkeit des Volkes bei der Bestimmung seines staatlichen Lebens, noch immer unerfüllt sei. Uhland, der sonst stets nur wohlvorbereitet sprach, sollte auf allgemeines Verlangen diese Resolution begründen, und allmählich trug bei ihm die Begeisterung den Sieg davon über die angeborene Befangenheit. Die Gestalt wuchs, das Auge strahlte, jeder Satz brachte einen vollen Gedanken, und der mächtige Ernst seiner Rede teilte sich den Hörern unwiderstehlich mit. Da entblößte am Schluß jeder das Haupt, und wie aus einem inneren Drang stimmte die ganze Menge Uhlands unvergeßliches Vaterlands- und Freiheitslied an:

Wenn heut' ein Geist herniederstiege!

In die Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt, zu deren Einberufung der Bundesrat sich unter dem Druck der öffentlichen Meinung hatte verstehen müssen, wurde Uhland am 26. April 1848 mit großer Majorität gewählt. Daß ihn aber eine weite Kluft trenne von den anderen großen Führern des deutschen Volkes, von Männern wie Ernst Moritz Arndt, Dahlmann und Grimm, das hatte sich schon bei den Verhandlungen des vorbereitenden Siebzehner-Ausschusses gezeigt, an denen Uhland als offizieller Vertreter Württembergs teilnahm. Der maßvolle Mann, der weder im Leben noch in der Poesie jemals seine sichere Haltung verlor, war alles andere eher als ein Radikaler. Dagegen fühlte er sich mit einer aus dem Innern quellenden Leidenschaftlichkeit zum Volke hingezogen, von ihm und nicht von den Fürsten und dem von

ihnen bevorzugten Adel erwartete er alles Gute und auch für die politische Zukunft Ersprießliche. Daher war er seiner Grundanschauung nach ein Republikaner, und die Verfassungseinrichtungen der Schweiz, deren stammesverwandte Einwohner er von seinem ersten Besuch als Student an gerne hatte, waren eigentlich sein Ideal. Die kleinlichen Kämpfe, an denen teilzunehmen er für seine Staatsbürgerpflicht hielt, hatten ihm überdies den Blick getrübt und ihm das Verständnis für die realen Mächte in der Weltgeschichte, zu dem durchzudringen dem Kleinstaatler schon an sich schwer werden mußte, vollends verschleiert. Gefühlsmomente taten ein übriges. Von den beiden führenden deutschen Großmächten war ihm Österreich, das seiner ganzen süddeutschen Art ungleich näher stand, sehr viel lieber als das straffer organisierte und prosaischere Preußen.

Nun hatte sich schon bei den Beratungen des Siebzehner-Ausschusses offenbart, daß nicht wenige der einflußreichsten und urteilfähigsten Patrioten in dem preußischen Erbkaisertum das einzige Heil erblickten. Demgegenüber hatte Uhland aus seiner großdeutschen Gesinnung kein Hehl gemacht, und so nahm er in der Paulskirche — doch wohl im Gefühl der Verärgerung — bei den Demokraten seinen Sitz, ohne, wie sich von selbst versteht, an ihren Ausschweifungen teil zu nehmen. So war Uhland von vornherein vereinsamt in der Versammlung, gleichwohl folgte er mit lebhaftem Interesse den Verhandlungen; aber nur zweimal, als es sich um Beschlüsse handelte, die ihm Herzenssache waren, fand er sich zu größeren Reden bewogen. Am 26. Oktober wurde über die Ausschließung Österreichs beraten; nicht mit Verstandesgründen, aber mit den Imponderabilien alter Anhänglichkeit und Sympathie ließ sich gegen die Auffassung ankämpfen, die sich vor dem Richterstuhl der Geschichte in der Folge als die ge-

botene erweisen sollte. Das Allerbeste, was je für die großdeutsche Richtung gesprochen wurde, nennt übrigens der feurigste und wirksamste literarische Verfechter der preußischen Hegemonie Uhlands damalige Rede.

Das Österreich, das die Metternichsche Reaktion eben überwunden und jung wie ein Adler mit den frischen Wunden der März- und Maikämpfe in den neuen Bund aufgenommen werden wollte, so machte er geltend, das dürfe unter keiner Bedingung zurückgewiesen werden. Wie in Deutschland, so gäre es auch in Österreich, aber die Gärung sei heilsam und werde endlich auch dem langwierigen Verfassungswerk die Klärung bringen. „Eben, weil es gärt," schließt der Ehrwürdige, „müssen wir die Form bereithalten, in die das siedende Metall sich ergießen kann, damit die blanke, unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige". Und noch kräftiger wirkte die Rede, mit der er am 22. Januar 1849 das Erbkaisertum Preußens bekämpfte, indem er dagegen die Herrlichkeit des alten Wahlkaisertums ins Feld führte.

Auch hier war es wieder der Ausschluß Österreichs, den er verhindern wollte; hierzu aber trat als weiteres Motiv seine allgemeine Abneigung gegen die „mit der Erblichkeit zusammenhängende Unverantwortlichkeit", die er durch periodische Wiederwahlen ersetzt wissen wollte. Nur so lange ein Geschlecht tüchtig wäre, möge man die Könige durch Wahl daraus nehmen, das sei alter deutscher Brauch gewesen. „Es waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten, mit leuchtenden Augen, tatkräftig im Guten und Schlimmen".

Wie bei jener ersten Rede der Schluß eine kunstreiche Steigerung bringt, so war es auch bei dieser zweiten. Mit beweglichen Worten warnt er nochmals vor einer leichtfertigen Preisgebung Österreichs. Wie verenge sich der

deutsche Gesichtskreis, wenn Österreich von uns ausgeschieden sei! Die westlichen Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer. Man muß sich vergegenwärtigen die reiche Lebensfülle Deutsch-Österreichs: „Deutschland würde ärmer um all die Kraft des Geistes und Gemütes, die in einer deutschen Bevölkerung von acht Millionen lebendig ist. Zum Schlusse, meine Herren, verwerfen Sie die Erblichkeit, schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat, retten Sie das Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist.“

Das letzte Seherwort sollte erst in einer späten Zukunft, die mitzuerleben Uhland nicht mehr beschieden war, in Erfüllung gehen; einstweilen aber schwand der Frühlingstraum, den Uhland geträumt hatte, dahin. Nach der Ablehnung der Kaiserwürde seitens des Königs von Preußen lichteten sich die Reihen der Abgeordneten in der Paulskirche. Vergeblich widerriet der pflichttreue Mann der Verlegung des Rumpfparlaments nach Stuttgart. Als diese dennoch erfolgte, da harrte er bis zuletzt aus und wich erst der Waffengewalt, die am 18. Juni 1849 den Rest auseinandersprengte. Getäuscht in seinen hochgespannten Hoffnungen, kehrte er nach Tübingen zurück, um stiller denn je nur noch der wissenschaftlichen Arbeit, seinen Freunden und der Linderung der Not der Armen zu leben. Gegen die Verlängerung der Standgerichte, die im folgenden Jahre in Baden gegen die besiegten und gefangenen Freischärler mit Strenge vorgingen, erhob er nachdrücklich seine weithallende Stimme. Dann trat er nur noch einmal öffentlich hervor, als Schillers hundertjähriger Geburtstag

festlich begangen wurde und es wie ein neues Frühlingssehnen durch unsere der Erlösung entgegenharrende Nation ging. Da erschien der zweiundsiebzigjährige Greis in Stuttgart und brachte dem großen Landsmann seine Huldigung dar. Er erinnerte an das Lied von der Glocke und meinte, daß ihr ernster Klang mahnend und ermutigend erklingen werde. Ertönen wird der Glockenruf in die Zerrissenheit des deutschen Gesamtvaterlandes. „Concordia“, so habe der Meister seine Glocke getauft: Concordia aber bedeutet nicht eine träge, tote Eintracht, sondern eine Einigung der Herzen und in Schillers Sinn die Eintracht frischer, tatkräftiger, redlicher, deutscher Herzen!

Das Häuflein der alten Freunde schmolz, wie nicht anders möglich, im Laufe der Jahrzehnte immer mehr zusammen; Schwab war schon im Jahre 1850 dahingegangen, und der hochbetagte Freiherr von Laßberg war 1855 gefolgt; dann traf ihn ein Schlag nach dem anderen, sein Schwager Roser, Wilhelm Grimm, der Genosse seiner parlamentarischen Kämpfe, Schott, sein alter Dichterfreund, Justinus Kerner und endlich sein Schulkamerad, der Prosektor Bauer.

Uhland erfreute sich eines rüstigen Alters, er hatte seinen zähen Körper stets abgehärtet und geübt. Friedrich Theodor Vischer hat ihn uns geschildert, wie er den Kopf steil und etwas zurückgeworfen mit langen Schritten über die Neckarbrücke ging. „Was ich nicht will, will ich nicht, und was ich nicht will, tue ich eben nicht, da bringt mich keine Gewalt der Erde dazu,“ so schien jeder Zug zu sagen. Der Kopf war auf den ersten Blick gewiß nicht schön, erst die hohe und breite Stirn verkündete dem prüfenden Auge den ungewöhnlichen Menschen und Forscher, aber nicht den Dichter. Und dennoch lag über dem Ganzen des Gesichts, von den Schläfen ausgehend, eine nicht zu beschreibende,

rührende Zartheit, erhöht von dem Spiele der etwas gerollten, früher blonden Locken. Das blaue Auge war klein und mochte als unbedeutend gelten; wenn es aber einmal aufblitzte, dann sprach es von unergründeten Tiefen der Empfindung und Ahnung, von geheimen Wundern der Seele, von Milde und Güte.

Im Frühjahr 1862 erkältete sich der reisige Greis auf der beschwerlichen Fahrt zur Bestattung zwei kurz hintereinander gestorbenen Freunde; und auch als der 75. Geburtstag herankam, der eine ungeheuere Menge von Zusendungen brachte, war die Krankheit noch nicht überwunden. Im Lauf des Sommers trat zwar eine Besserung ein, so daß der Leidende das Solbad Jagstfeld aufsuchen konnte, aber auch dieser Aufenthalt brachte keine völlige Genesung. Uhland langte im September wieder in Tübingen an, und nach manchen schmerzlichen Stunden ist er dort am 13. November 1862 sanft entschlafen.

Seine Bestattung gestaltete sich zu einer großartigen Todesfeier der engeren Heimat, deren beste Söhne zu dem stillen Bergfriedhof wallten, der seine irdische Hülle aufnahm, und für die Nation, die ihren Sänger und, wie andere sagten, ihr Gewissen verloren hatte. —

Mit Uhland ging eine gärende Zeit zur Rüste, eine Zeit, deren Vaterlands- und Freiheitsideal sich in der Form und dem Umfang nicht wohl durchsetzen konnte. Andere Machtfaktoren traten in der Folge in den Vordergrund: der alte Schlachtenzorn der Germanen, den der teure Mann in seiner Balladendichtung so oft verherrlicht und der empfänglichen Jugend seines Volks als leuchtendes Vorbild vor Augen gestellt hatte, erwachte wieder und erfocht auch ohne die Hilfe der losgelösten deutschen Brüder in Österreich glorreiche Siege, die des neuen Reiches Herrlichkeit begründeten.

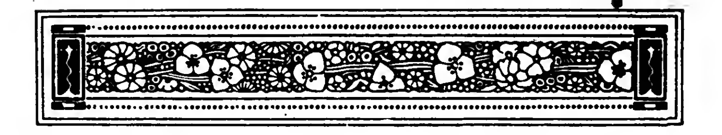
So verwirklichte sich in anderer Art, als er es sich gedacht hatte, das Ziel seiner Jugend. Von dem Alten aber, das Uhland nicht gefallen hatte, war inzwischen manches besser geworden. Das deutsche Fürstentum, dessen dynastischem Egoismus er aus den Erfahrungen seiner Zeit heraus mißtraute, hatte voller Opfermut, um die Einheit zu ermöglichen, auf einen guten Teil seiner Hoheitsrechte verzichtet und wetteiferte fortan in edler, nationaler Gesinnung mit den besten Patrioten unseres Volkes. Mit dem preußischen Erbkaisertum vollends, wie es unser erster großer Kaiser repräsentierte, und mit der Kaiserlichen Botschaft, mit der der greise Herrscher eine Ära umfassender sozialer Fürsorge eröffnete, hätte sich Uhland desgleichen wohl befreundet. In Erfüllung gegangen war ja zudem seine alte Prophezeiung. Als im Frühjahr 1866 die Uhland so unleidliche Rivalität zwischen Preußen und Österreich zur Entscheidung mit dem Schwert drängte, machte der leitende preußische Staatsmann sich die alte Forderung der Patrioten aus der Paulskirche zu eigen und stellte beim Bundestag den Antrag auf Einberufung eines deutschen Parlaments auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen Wahlrechts. Nach dieser Wahlordnung der Frankfurter Reichsversammlung erfolgte bald darauf die Wahl zum ersten norddeutschen Reichstag, und in eben der Form ging das Wahlgesetz in unsere Reichsverfassung über. An einem reichlichen Tropfen demokratischen Öls fehlt es also dem neuen Deutschland wahrlich nicht!

Am schwersten geworden wäre es Uhland, sich mit der Tatsache abzufinden, daß er das Rauschen der Adria und die Tirolerstimmen, um mit ihm selbst zu sprechen, in dem neuen Reichsverband hätte vermissen müssen. Und gerade hier hat ihm die Geschichte bis zu einem gewissen Grade recht gegeben. Der geistvollste, publizistische Gegner der groß-

deutschen Idee, Heinrich von Treitschke, hat in der Rede zum fünfundzwanzigjährigen Gedächtnis des Einigungskriegs gegen Frankreich kurz vor seinem Tode freimütig eingestanden, daß die Annahme seiner politischen Freunde, das Deutschtum an der Donau werde nach der Trennung um so kräftiger aufblühen, leider irrig gewesen sei.

Ob nun die einmal gefundene Lösung für die politische Ausgestaltung des germanischen Mitteleuropas aller Weisheit letzter Schluß sein wird, welcher Politiker, der sich seiner Verantwortung bewußt ist, wäre so vermessen, darüber urteilen zu wollen! Wohl aber haben wir Deutsche, die wir gesichert und geborgen unter dem festen Dach des Reichs sitzen, an den deutschen Brüdern in Österreich etwas gut zu machen: wir müssen sie in ihrem Daseinskampf unterstützen nicht nur mit unseren Sympathien, sondern auch durch die Tat und dadurch, daß wir der festen Überzeugung Geltung verschaffen, daß wir ihre Minderung und ihren Untergang niemals dulden werden. Wenn wir so handeln, dann erfüllen wir das Vermächtnis dieses unseres deutschesten Dichters, mit dessen Wunschvers wir schließen:

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.



Vorwort.

Lieder sind wir. Unser Vater
Schickt uns in die off'ne Welt;
Auf dem kritischen Theater
Hat er uns zur Schau gestellt;
Nennt es denn kein frech Erkühnen,
Leiht uns ein geneigtes Ohr,
Wenn wir gern vor euch Versammelten
Ein empfehlend Vorwort stammelten!
Sprach doch auf den griech'schen Bühnen
Einst sogar der Frösche Chor!

Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Tränen aus;
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus.
Doch man will von Jugend sagen,
Die von Leben überschwillt;
Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende,
In des reifen Herbstes Tagen,
Kraft und Freude gebend, quillt.

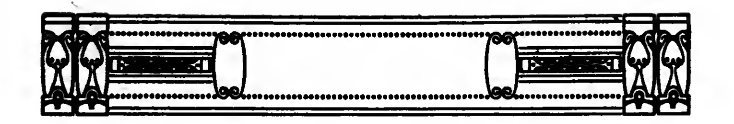
Und beiseite mit dem Prahlen!
Andre steh'n genug zur Schau,
Denen heiße Mittagsstrahlen
Abgeleckt den Wehmutstau.
Wie bei alten Ritterfesten
Mit dem Tode zog Hanswurst,
Also folgen scherzhaft spitzige
Und, will's Gott, erträglich witzige;
Echtes Leid spaßt oft zum besten,
Kennt nicht eiteln Tränendurst.

Lieder sind wir nur, Romanzen,
Alles nur von leichtem Schlag,
Wie man's singen oder tanzen,
Pfeifen oder klimpern mag;
Doch vielleicht, wer stillem Deuten
Nachzugehen sich bemüht,
Ahnt in einzelnen Gestaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen
Und als Einheit im Zerstreuten
Unsres Dichters ganz Gemüt.

Bleibt euch dennoch manches kleinlich,
Nehmt's für Zeichen jener Zeit,
Die so drückend und so peinlich
Alles Leben eingeschneit!
Fehlt das äuß're, freie Wesen,
Leicht erkrankt auch das Gedicht;
Aber nun die hingemoderte
Freiheit Deutschlands frisch aufloderte,
Wird zugleich das Lied genesen,
Kräftig steigen an das Licht.

Seien denn auch wir Verkünder
Einer jüngern Brüderschar,
Deren Bau und Wuchs gesünder,
Höher sei, als unsrer war!
Dies ist, was wir nicht geloben,
Nein, vom Himmel nur ersleh'n.
Und ihr selbst ja seid Vernünftige,
Die im Jetzt erschau'n das Künftige,
Die an junger Saat erproben,
Wie die Frucht einst wird besteh'n.





Lieder.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Die sanften Tage.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut,
Die Täler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt,
Die Mädchen sich ins Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

Dann steh' ich auf dem Berge droben
Und seh' es alles, still erfreut,
Die Brust von leisem Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin so hold den sanften Tagen
Wann ihrer mild besonnten Flur
Gerührte Greise Abschied sagen;
Dann ist die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüt' und Fülle,
All ihre regen Kräfte ruh'n,
Sie sammelt sich in süße Stille,
In ihre Tiefen schaut sie nun.

Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug.
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.
Da ist mir wohl im sanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab;
Es ist mir so, als dürft' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.

Im Herbste.

Seid gegrüßt mit Frühlingswonne,
Blauer Himmel, gold'ne Sonne!
Drüben auch aus Gartenhallen
Hör' ich frohe Saiten schallen.

Ahnest du, o Seele, wieder
Sanfte, süße Frühlingslieder?
Sieh' umher die falben Bäume!
Ach, es waren holde Träume.

Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n,
Als knieten viele ungeseh'n
Und beteten mit mir!

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all herab;
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir;
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf;
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigentum,
Da zieh'n die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Entschluß.

Sie kommt in diese stillen Gründe;
Ich wag' es heut' mit kühnem Mut.
Was soll ich beben vor dem Kinde,
Das niemand was zuleide tut?

Es grüßen alle sie so gerne;
Ich geh' vorbei und wag' es nicht,
Und zu dem allerschönsten Sterne
Erheb' ich nie mein Angesicht.

Die Blumen, die nach ihr sich beugen,
Die Vögel mit dem Lustgesang,
Sie dürfen Liebe ihr bezeugen;
Warum ist mir allein so bang?

Dem Himmel hab' ich oft geklaget
In langen Nächten bitterlich
Und habe nie vor ihr gewaget
Das eine Wort: „Ich liebe dich“.

Ich will mich lagern unterm Baume,
Da wandelt täglich sie vorbei;
Dann will ich reden als im Traume,
Wie sie mein süßes Leben sei.

Ich will ... O wehe! welches Schrecken!
Sie kommt heran, sie wird mich seh'n;
Ich will mich in den Busch verstecken,
Da seh' ich sie vorübergeh'n.

Seliger Tod.

Gestorben war ich
Vor Liebeswonne;
Begraben lag ich
In ihren Armen;
Erwecket ward ich
Von ihren Küssen;
Den Himmel sah ich
In ihren Augen.

Untreue.

Dir ist die Herrschaft längst gegeben
In meinem Liede, meinem Leben,
Nur diese Nacht, o welch ein Traum!
O, laß das schwere Herz mich lösen!
Es saß ein fremd, verschleiert Wesen
Dort unter unsrer Liebe Baum.

Wie hält sie meinen Sinn gefangen!
Ich nahe mich mit süßem Bangen,
Sie aber hebt den Schleier leicht;
Da seh' ich deine lieben Augen,
Ach, deine blauen, trauten Augen,
Und jeder fremde Schein entweicht.

Die Abgeschiedenen.

So hab' ich endlich dich gerettet
Mir aus der Menge wilden Reih'n!
Du bist in meinen Arm gekettet,
Du bist nun mein, nun einzig mein.
Es schlummert alles diese Stunde,
Nur wir noch leben auf der Welt,
Wie in der Wasser stillem Grunde
Der Meergott seine Göttin hält.

Verrauscht ist all das rohe Tosen,
Das deine Worte mir verschlang,
Dein leises, liebevolles Kosen
Ist nun mein einz'ger süßer Klang.
Die Erde liegt in Nacht gehüllet,
Kein Licht erglänzt auf Flur und Teich,
Nur dieser Lampe Schimmer füllet
Noch unsrer Liebe kleines Reich.

Nähe.

Ich tret' in deinen Garten;
Wo, Süße, weilst du heut'?
Nur Schmetterlinge flattern
Durch diese Einsamkeit.

Doch wie in bunter Fülle
Hier deine Beete steh'n
Und mit den Blumendüften
Die Weste mich umweh'n!

Ich fühle dich mir nahe,
Die Einsamkeit belebt,
Wie über seinen Welten
Der Unsichtbare schwebt.

Der Sommerfaden.

Da fliegt, als wir im Felde gehen,
Ein Sommerfaden über Land,
Ein leicht und licht Gespinst der Feen,
Und knüpft von mir zu ihr ein Band.
Ich nehm' ihn für ein günstig Zeichen,
Ein Zeichen, wie die Lieb' es braucht.
O Hoffnungen der Hoffnungsreichen,
Aus Duft gewebt, von Luft zerhaucht!

Jägerlied.

Kein' beſſ're Luſt in dieſer Zeit,
Als durch den Wald zu dringen,
Wo Droſſel ſingt und Habicht ſchreit,
Wo Hirſch' und Rehe ſpringen.

O, ſäß' mein Lieb im Wipfel grün,
Tät' wie 'ne Droſſel ſchlagen!
O, ſpräng' es wie ein Reh dahin,
Daß ich es könnte jagen!

Frühlingslieder.

1. Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch!
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder.
Bald blühen die Veilchen auch.

---

2. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal;
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

---

3. Frühlingsruhe.

O, legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Lieg' ich ins tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken zieh'n.

---

4. Frühlingsfeier.

Süßer, gold'ner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut' nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest;
Laßt mich ruh'n und beten!

---

5. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

---

6. Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener große, klare,
Getrost! er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

Der Ungenannten.

Auf eines Berges Gipfel,
Da möcht' ich mit dir steh'n,

Auf Täler, Waldeswipfel
Mit dir herniederseh'n;
Da möcht' ich rings dir zeigen
Die Welt im Frühlingsschein
Und sprechen: „Wär's mein eigen,
So wär' es mein und dein.“

In meiner Seele Tiefen,
O, säh'st du da hinab,
Wo alle Lieder schliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdest du erkennen,
Wenn Echtes ich erstrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch ist's von dir belebt.

Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blütenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleih'n,
Gib ein fliegend Blatt den Winden!
Munt're Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchimie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst!

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln dumpf und tot,
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

Auf der Ueberfahrt.

Über diesen Strom vor Jahren
Bin ich einmal schon gefahren;
Hier die Burg im Abendschimmer,
Drüben rauscht das Wehr wie immer.

Und von diesem Kahn umschlossen
Waren mit mir zween Genossen:
Ach, ein Freund, ein vatergleicher,
Und ein junger, hoffnungsreicher.

Jener wirkte still hienieden,
Und so ist er auch geschieden;
Dieser, brausend vor uns allen,
Ist in Kampf und Sturm gefallen.

So, wenn ich vergangner Tage,
Glücklicher, zu denken wage,
Muß ich stets Genossen missen,
Teure, die der Tod entrissen.

Doch, was alle Freundschaft bindet,
Ist, wenn Geist zu Geist sich findet;
Geistig waren jene Stunden,
Geistern bin ich noch verbunden.

Nimm nur, Fährmann, nimm die Miete,
Die ich gerne dreifach biete!
Zween, die mit mir überfuhren,
Waren geistige Naturen.

Die Lerchen.

Welch ein Schwirren, welch ein Flug!
Sei willkommen, Lerchenzug!
Jene streift der Wiese Saum,
Diese rauschet durch den Baum.

Manche schwingt sich himmelan,
Jauchzend auf der lichten Bahn;
Eine, voll von Liebeslust,
Flattert hier in meiner Brust.

Der Mohn.

Wie dort, gewiegt von Westen,
Des Mohnes Blüte glänzt!
Die Blume, die am besten
Des Traumgotts Schläfe kränzt;
Bald purpurhell, als spiele
Der Abendröte Schein,
Bald weiß und bleich, als fiele
Des Mondes Schimmer ein.

Zur Warnung hört' ich sagen,
Daß, der im Mohne schlief,
Hinunter ward getragen
In Träume schwer und tief;
Dem Wachen selbst geblieben
Sei irren Wahnes Spur,
Die Nahen und die Lieben
Halt' er für Schemen nur.

In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal
Von Blumen ganz verborgen
In einem schönen Tal.
Sie dufteten so milde;
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das Wirkliche zum Traum.

Seitdem ist mir beständig,
Als wär' es so nur recht,
Mein Bild der Welt lebendig,
Mein Traum nur wahr und echt;

Die Schatten, die ich sehe,
Sie sind wie Sterne klar.
O Mohn der Dichtung, wehe
Ums Haupt mir immerdar!

Reisen.

Reisen soll ich, Freunde, reisen?
Lüften soll ich mir die Brust?
Aus des Tagwerks engen Gleisen
Lockt ihr mich zu Wanderlust?
Und doch hab' ich tiefer eben
In die Heimat mich versenkt,
Fühle mich, ihr hingegeben,
Freier, reicher, als ihr denkt.

Nie erschöpf' ich diese Wege,
Nie ergründ' ich dieses Tal,
Und die altbetret'nen Stege
Rühren neu mich jedesmal;
Öfters, wenn ich selbst mir sage,
Wie der Pfad doch einsam sei,
Streifen hier am lichten Tage
Teure Schatten mir vorbei.

Wann die Sonne fährt von hinnen,
Kennt mein Herz noch keine Ruh',
Eilt mit ihr von Bergeszinnen
Fabelhaften Inseln zu;
Tauchen dann hervor die Sterne,
Drängt es mächtig mich hinan,
Und in immer tief're Ferne
Zieh' ich helle Götterbahn.

Alt' und neue Jugendträume,
Zukunft und Vergangenheit,
Uferlose Himmelsräume
Sind mir stündlich hier bereit.
Darum, Freunde, will ich reisen;
Weiset Straße mir und Ziel!
In der Heimat stillen Kreisen
Schwärmt das Herz doch allzuviel.

Wanderlieder.

---

1. Scheiden und Meiden.

So soll ich nun dich meiden,
Du, meines Lebens Lust!
Du küssest mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Brust.

Ach, Liebchen, heißt das meiden,
Wenn man sich herzt und küßt?
Ach, Liebchen, heißt das scheiden,
Wenn man sich fest umschließt?

---

2. Morgenlied.

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch sind die Morgenglocken nicht
Im finstern Tal erklungen.

Wie still des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitschern nur im Traum,
Kein Sang hat sich erschwungen.

Ich hab' mich längst ins Feld gemacht
Und habe schon dies Lied erdacht
Und hab' es laut gesungen.

---

3. Abreise.

So hab' ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebet lange Zeit!
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,
Es gibt mir niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerrissen
(Es wär' auch schade für das Kleid),
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben,
Von einer aber tut mir's weh.

---

4. Einkehr.

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten;

Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

---

5. Heimkehr.

O brich nicht, Steg! du zitterst sehr.
O, stürz' nicht, Fels! du dräuest schwer.
Welt, geh' nicht unter, Himmel fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

Zimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein:
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zu oberst wollt' er gut Gedeih'n
In die Kornböden uns verleih'n,
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll' er weih'n,
Daß nichts Unselig's komm' herein,

Und daß aus dieser neuen Tür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

Teelied.

Ihr Saiten, tönet sanft und leise,
Vom leichten Finger kaum geregt!
Ihr tönet zu des Zärt'sten Preise,
Des Zärt'sten, was die Erde hegt.

In Indiens mythischem Gebiete,
Wo Frühling ewig sich erneut,
O Tee, du selber eine Mythe,
Verlebst du deine Blütenzeit.

Nur zarte Bienenlippen schlürfen
Aus deinen Kelchen Honig ein,
Nur bunte Wundervögel dürfen
Die Sänger deines Ruhmes sein.

Wenn Liebende zum stillen Feste
In deine duft'gen Schatten fliehn,
Dann rühtest leise du die Äste
Und streuest Blüten auf sie hin.

So wächsest du am Heimatstrande,
Vom reinsten Sonnenlicht genährt.
Noch hier in diesem fernen Lande
Ist uns dein zarter Sinn bewährt.

Denn nur die holden Frauen halten
Dich in der mütterlichen Hut;

Man sieht sie mit dem Kruge walten
Wie Nymphen an der heil'gen Flut.

Den Männern will es schwer gelingen,
Zu fühlen deine tiefe Kraft;
Nur zarte Frauenlippen dringen
In deines Zaubers Eigenschaft.

Ich selbst, der Sänger, der dich feiert,
Erfuhr noch deine Wunder nicht;
Doch, was der Frauen Mund beteuert,
Ist mir zu glauben heil'ge Pflicht.

Ihr aber möget sanft verklingen,
Ihr, meine Saiten, kaum geregt!
Nur Frauen können würdig singen
Das Zärt'ste, was die Erde hegt.

Metzelsuppenlied.

Wir haben heut nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeschlachtet;
Der ist fürwahr ein ekler Gauch,
Wer solch ein Fleisch verachtet.
Es lebe zahm und wildes Schwein!
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen!

So säumet denn, ihr Freunde, nicht,
Die Würste zu verspeisen,
Und laßt zum würzigen Gericht
Die Becher fleißig kreisen!
Es reimt sich trefflich Wein und Schwein,
Und paßt sich köstlich Wurst und Durst;
Bei Würsten gilt's zu bürsten.

Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollen's nicht vergessen;
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen.
Wenn solch ein Fleischchen weiß und mild
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus in den Rosen.

Und wird von schönen Händen dann
Das schöne Fleisch zerleget,
Das ist, was einem deutschen Mann
Gar süß das Herz beweget.
Gott Amor naht und lächelt still
Und denkt: „Nur daß, wer küssen will,
Zuvor den Mund sich wische!“

Ihr Freunde, tadle keiner mich,
Daß ich von Schweinen singe!
Es knüpfen Kraftgedanken sich
Oft an geringe Dinge.
Ihr kennet jenes alte Wort,
Ihr wißt: es findet hier und dort
Ein Schwein auch eine Perle.

Trinklied.

Was ist das für ein durstig Jahr!
Die Kehle lechzt mir immerdar,
Die Leber dorrt mir ein:
Ich bin ein Fisch auf trocknem Sand,
Ich bin ein dürres Ackerland.
O, schafft mir, schafft mir Wein!

Was weht doch jetzt für trockne Luft!
Kein Regen hilft, kein Tau, kein Duft,

Kein Trunk will mir gedeih'n.
Ich trink' im allertiefsten Zug,
Und dennoch wird mir's nie genug,
Fällt wie auf heißen Stein.

Was herrscht doch für ein hitz'ger Stern!
Er zehrt mir recht am innern Kern
Und macht mir Herzenspein.
Man dächte wohl, ich sei verliebt:
Ja, ja, die mir zu trinken gibt,
Soll meine Liebste sein.

Und wenn es euch wie mir ergeht,
So betet, daß der Wein gerät,
Ihr Trinker insgemein!
O heil'ger Urban, schaff' uns Trost!
Gib heuer uns viel edeln Most,
Daß wir dich benedei'n!

Trinklied.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

So denken wir an den wilden Wald,
Darin die Stürme sausen,
Wir hören, wie das Jagdhorn schallt,
Die Ross' und Hunde brausen,
Und wie der Hirsch durchs Wasser setzt,
Die Fluten rauschen und wallen,
Und wie der Jäger ruft und hetzt,
Die Schüsse schmetternd fallen.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

So denken wir an das wilde Meer
Und hören die Wogen brausen,
Die Donner rollen drüber her,
Die Wirbelwinde sausen.
Ha, wie das Schifflein schwankt und dröhnt,
Wie Mast und Stange splittern,
Und wie der Notschuß dumpf ertönt,
Die Schiffer fluchen und zittern!

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

So denken wir an die wilde Schlacht:
Da fechten die deutschen Männer,
Das Schwert erklirrt, die Lanze kracht,
Es schnauben die mut'gen Renner;
Mit Trommelwirbel, Trommetenschall,
So zieht das Heer zum Sturme;
Hin stürzet von Kanonenknall
Die Mauer samt dem Turme.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

So denken wir an den Jüngsten Tag
Und hören Posaunen schallen;
Die Gräber springen von Donnerschlag,
Die Sterne vom Himmel fallen;

Es braust die off'ne Höllenkluft
Mit wildem Flammenmeere,
Und oben in der goldnen Luft,
Da jauchzen die sel'gen Chöre.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

Und nach dem Wald und der wilden Jagd,
Nach Sturm und Wellenschlage
Und nach der deutschen Männer Schlacht
Und nach dem Jüngsten Tage,
So denken wir an uns selber noch,
An unser stürmisch Singen,
An unser Jubeln und Lebehoch,
An unsrer Becher Klingen.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

Lied eines deutschen Sängers.

Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir alles Tand;
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf „Fürs Vaterland!“

Man sagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlag'nen Mann.
Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm
Doch möcht ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Auf das Kind eines Dichters.

Sei uns willkommen, Dichterkind,
An deines Lebens goldner Pforte!
Wohl ziemen dir zum Angebind'
Sich Lieder und prophet'sche Worte.

In großer Zeit erblühest du,
In ernsten Tagen, wundervollen,
Wo über deiner kind'schen Ruh'
Des heil'gen Krieges Donner rollen.

Du aber schlummre selig hin
In angestammten Dichterträumen
Von Himmelsglanz und Waldesgrün,
Von Sternen, Blumen, Blütenbäumen!

Derweil verrauschet der Orkan,
Es weicht der blut'gen Zeiten Trübe;
Wohl blühst als Jungfrau du heran,
Du kündest so das Reich der Liebe.

Was einst als Ahnung, Sehnsucht nur
Durchdrungen deines Vaters Lieder,
Das sinkt von sel'ger Himmelsflur
Als reiches Leben dir hernieder.

Vorwärts.

Vorwärts! fort und immer fort!
Rußland rief das stolze Wort:
„Vorwärts!“

Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
„Vorwärts!“

Auf, gewalt'ges Österreich!
Vorwärts! tu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachsenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Bayern, Hessen, schlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand,
Vorwärts!

Grüß euch Gott, du Schweizerbund,
Elsaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarschall,
Vorwärts, tapfre Streiter all'!
Vorwärts!

An das Vaterland.

Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstandnen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier.
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Vaterländische Gedichte.

Württemberg.

Was kann dir aber fehlen,
Mein teures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von deinem Segensstand.

Man sagt, du seist ein Garten,
Du seist ein Paradies;
Was kannst du mehr erwarten,
Wenn man dich selig pries?

Ein Wort, das sich vererbte,
Sprach jener Ehrenmann:
Wenn man dich gern verderbte,
Daß man es doch nicht kann.

Und ist denn nicht ergossen
Dein Fruchtfeld wie ein Meer?
Kommt nicht der Most geflossen
Von tausend Hügeln her?

Und wimmeln dir nicht Fische
In jedem Strom und Teich?
Ist nicht dein Waldgebüsche
An Wild nur allzureich?

Treibt nicht die Wollenherde
Auf deiner weiten Alb?
Und nährest du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

Hört man nicht fernhin preisen
Des Schwarzwalds stämmig Holz?
Hast du nicht Salz und Eisen
Und selbst ein Körnlein Golds?

Und sind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

Und sind nicht deine Männer
Arbeitsam, redlich, schlicht,
Der Friedenswerke Kenner
Und tapfer, wenn man ficht?

Du Land des Korns und Weines,
Du segensreich Geschlecht,
Was fehlt dir? All und eines:
Das alte, gute Recht.

Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer;
Doch, was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

Ihr Fürsten! seid zuerst befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knien laget
Und huldigtet der höhern Macht?

Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Ihr Weisen! muß man euch berichten.
Die ihr doch alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geschäftig unterstreut?

Ihr Fürstenrät' und Hofmarschälle
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf auf Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

Was ich gesollt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor;

Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts:
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz."

Hausrecht.

Tritt ein zu dieser Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg' ab den Mantel, stelle
Den Stab an diese Wand!

Sitz obenan zu Tische!
Die Ehre ziemt dem Gast.
Was ich vermag, erfrische
Dich nach des Tages Last!

Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimat trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als teurer Freund vorlieb!

Nur eins ist, was ich bitte:
Laß du mir ungeschwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauses heilig Recht!

Das Herz für unser Volk.

An unsrer Väter Taten
Mit Liebe sich erbau'n,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n;

In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneu'n;
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freu'n;
Sein eignes Ich vergessen
In aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohl ermessen,
Für unser Volk ein Herz.

Was unsre Väter schufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eigne Luftgebäu;
Fühllos die Männer lästern,
Die wir uns ausgewählt,
Weil sie dem Plan von gestern
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders, als zum Scherz:
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unser Volk kein Herz.

Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung sich belebt,
Und da die Volksgeschichte
Den Griffel wartend hebt:
O Fürst, für dessen Ahnen
Der Unsern Brust gepocht,
Und unter dessen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unsrem Schmerz!
Ja, du vor allem zeige
Für unser Volk ein Herz!

Sinngedichte.

Distichen.

Tells Platte.

Hier ist das Felsenriff, drauf Tell aus der Barke gesprungen;
Sieh! ein ewiges Mal hebet dem Kühnen sich hier.
Nicht die Kapelle dort, wo sie jährliche Messen ihm singen,
Nein, des Mannes Gestalt, siehst du, wie herrlich sie steht?
Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff.
Nicht aus Stein ist das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geistigen Blick Freier erscheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauset die Brandung,
Um so mächtiger nur hebt sich die Heldengestalt.

Mutter und Kind.

Mutter.

Blicke zum Himmel, mein Kind! dort wohnt dir ein seliger Bruder;
Weil er mich nimmer betrübt, führten die Engel ihn hin.

Kind.

Daß kein Engel mich je von der liebenden Brust dir entführe,
Mutter, so sage du mir, wie ich betrüben dich kann!

Märznacht.

Horch'! wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! lieblicher Frühling, du nahst!

Nachruf.

1

Du, Mutter, sahst mein Auge trinken
Des ird'schen Tages erstes Licht;
Auf dein erblassend Angesicht
Sah ich den Strahl des Himmels sinken.

2.

Ein Grab, o Mutter, ist gegraben dir
An einer stillen, dir bekannten Stelle,
Ein heimatlicher Schatten wehet hier,
Auch fehlen Blumen nicht an seiner Schwelle.

Drin liegst du, wie du starbest, unversehrt,
Mit jedem Zug des Friedens und der Schmerzen;
Auch aufzuleben ist dir nicht verwehrt:
Ich grub dir dieses Grab in meinem Herzen.

3.

Verwehn, verhallen ließen sie
Den frommen Grabgesang;
In meiner Brust verstummet nie
Von dir ein sanfter Klang.

4.

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd', des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O, wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

Auf den Tod eines Kindes.

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden.[1]

Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Totenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig, den blütenvollen!

Noch eben war von dieses Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf schroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu
Ein Wolkenschloß, ein zauberhaft Gebäu;
Doch in der Höhle, wo die stille Kraft
Des Erdgeists rätselhafte Formen schafft:
Am Fackellicht der Phantasie entfaltet,
Sah'n wir zu Heldenbildern sie gestaltet,
Und jeder Hall, in Spalt' und Kluft versteckt,
Ward zu beseeltem Menschenwort erweckt.

Mit Heldenfahrten und mit Festestänzen,
Mit Satyrlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Altertum den Sarg,
Der heiter die verglühte Asche barg;
So hat auch er, dem unsre Träne taut,
Aus Lebensbildern sich den Sarg erbaut.

---

[1] Wilhelm Hauff, auf dessen Roman „Lichtenstein" Uhland anspielt, wurde 1802 in Stuttgart geboren und starb daselbst am 18. November 1827.

Die Asche ruht, der Geist entfleugt auf Bahnen
Des Lebens, dessen Fülle wir nur ahnen,
Wo auch die Kunst ihr himmlisch Ziel erreicht
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.

Sonette. Oktaven.

An den Unsichtbaren.

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, der an deiner Brust gelegen!

Drum war es auch kein seltsames Gelüste,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Strande stießen,
Wenn Heere kämpften an der fernsten Küste:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten,
Und um in frommer Inbrunst noch zu küssen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

Die teure Stelle.

Die Stelle, wo ich auf verschlungnen Wegen
Begegnete dem wunderschönen Kinde,
Das, leicht vorübereilend mit dem Winde
Mir spendete des holden Blickes Segen:

Wohl möcht' ich jene Stelle liebend hegen,
Dort Zeichen graben in des Baumes Rinde,
Mich schmücken mit der Blumen Angebinde,
Zu Träumen mich in kühle Schatten legen.

Doch so verwirrte mich des Blickes Helle,
Und so geblendet blieb ich von dem Bilde,
Daß lang ich wie ein Trunkner mußte wanken.

Und nun mit allem Streben der Gedanken,
So wie mit allem Suchen im Gefilde
Nicht mehr erforschen kann die teure Stelle.

Katharina.[1]

Die Muse, die von Recht und Freiheit singet,
Sie wandelt einsam, ferne den Palästen;
Wenn Lustgesang und Reigen dort erklinget,
Sie hat nicht Anteil an des Hofes Festen.
Doch, nun der laute Schmerz die Flügel schwinget,
Da kommt auch sie mit andern Trauergästen,
Und hat sie nicht die Lebenden erhoben,
Die Toten, die nicht hören, darf sie loben.

Die Stadt erdröhnt vom Schall der Totenglocken,
Die Menge brüstet sich im schwarzen Kleide,
Kein Antlitz lächelt, und kein Aug' ist trocken,
Ein Wettkampf ist im ungemess'nen Leide.
Doch all dies kann die Muse nicht verlocken,
Daß sie das Falsche nicht vom Echten scheide;
Die Glocke tönet, wenn man sie geschwungen,
Und Tränen gibt es, die nicht tief entsprungen.

[1] Tochter des Kaisers Paul von Rußland, seit 1816 vermählt mit König Wilhelm von Württemberg, ließ zur Zeit der Hungersnot Korn aus Rußland kommen, um die Not in ihrer neuen Heimat zu lindern. Sie starb am 9. Januar 1819.

Der reiche Sarg, von Künstlerhand gezimmert,
Mit einer Fürstin purpurnem Gewande,
Mit einer Krone, die von Steinen flimmert,
Bedeutet er nicht großes Weh dem Lande?
Doch, wie der Purpur, wie die Krone schimmert,
Die Muse huldigt nimmermehr dem Tande;
Der ird'sche Glanz, kann er die Augen blenden,
Die sich zum Licht der ew'gen Sterne wenden?

Sie blickt zum Himmel, blickt zur Erde wieder,
Sie schaut in alle Zeiten der Geschichte:
Da steigen die Königinnen auf und nieder,
Und viele schwinden hin wie Traumgesichte
Und sind verschollen in dem Mund der Lieder
Und sind erloschen in des Ruhmes Lichte,
Indes in frischem, unverblühtem Leben
Die Namen edler Bürgerinnen schweben.

Drum darf die Muse wohl, die ernste, fragen:
„Hat dieser goldne Schmuck ein Haupt umfangen,
Das würdig und erleuchtet ihn getragen?
Hat unter dieses Purpurmantels Prangen
Ein hohes, königliches Herz geschlagen,
Ein Herz, erfüllt von heiligem Verlangen,
Von reger Kraft, in weitesten Bezirken
Belebend, hilfreich, menschlich groß zu wirken?"

So fragt die Muse, doch im innern Geiste
Ward ihr voraus der rechten Antwort Kunde;
Da spricht sie manches Schmerzliche, das meiste
Verschließt sie bitter in des Busens Grunde;
Und daß auch sie ihr Totenopfer leiste,
Ihr Zeichen stifte dieser Trauerstunde,
Legt sie zur Krone hin, der goldesschweren,
Bedeutsam einen vollen Kranz von Ähren:

„Nimm hin, Verklärte, die du früh entschwunden!
Nicht Gold noch Kleinod ist dazu verwendet,
Auch nicht aus Blumen ist der Kranz gebunden
(In rauher Zeit hast du die Bahn vollendet),
Aus Feldesfrüchten hab' ich ihn gewunden,
Wie du in Hungertagen sie gespendet;
Ja, gleich der Ceres Kranze flocht ich diesen.
Volksmutter, Nährerin, sei mir gepriesen!"

Sie spricht's, und aufwärts deutet sie, da weichen
Der Halle Bogen, die Gewölbe fliehen,
Ein Blick ist offen nach des Himmels Reichen,
Und droben sieht man Katharinen knien;
Sie trägt nicht mehr der ird'schen Würde Zeichen,
Sie ließ der Welt, was ihr die Welt geliehen,
Doch auf die Stirne fällt, die reine, helle,
Ein Lichtstrahl aus des Lichtes höchstem Quelle.

Balladen und Romanzen.

Die sterbenden Helden.

Der Dänen Schwerter drängen Schwedens Heer
Zum wilden Meer;
Die Wagen klirren fern, es blinkt der Stahl
Im Mondenstrahl.
Da liegen sterbend auf dem Leichenfeld
Der schöne Sven und Ulf, der graue Held.

Sven.

O Vater, daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne rafft!

Nun schlichtet nimmer meine Mutter mir
Der Locken Zier.
Vergeblich spähet meine Sängerin
Vom hohen Turm in alle Ferne hin.

Ulf.

Sie werden jammern, in der Nächte Grau'n
Im Traum uns schau'n.
Doch sei getrost! bald bricht der bitt're Schmerz
Ihr treues Herz.
Dann reicht die Buhle dir bei Odins Mahl,
Die goldgelockte, lächelnd den Pokal.

Sven.

Begonnen hab' ich einen Festgesang
Zum Saitenklang,
Von Königen und Helden grauer Zeit
In Lieb' und Streit.
Verlassen hängt die Harfe nun, und bang
Erweckt der Winde Wehen ihren Klang.

Ulf.

Es glänzet hoch und hehr im Sonnenstrahl
Allvaters Saal,
Die Sterne wandeln unter ihm, es zieh'n
Die Stürme hin.
Dort tafeln mit den Vätern wir in Ruh',
Erhebe dann dein Lied und end' es du!

Sven.

O Vater, daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne rafft!

Noch leuchtet keiner hohen Taten Bild
Auf meinem Schild.
Zwölf Richter thronen, hoch und schauerlich,
Die werten nicht des Heldenmahles mich.

Ulf.

Wohl wieget eines viele Taten auf
(Sie achten drauf):
Das ist um deines Vaterlandes Not
Der Heldentod.
Sieh' hin! die Feinde fliehen. Blick' hinan!
Der Himmel glänzt, dahin ist unsre Bahn.

Vom treuen Walter.

Der treue Walter ritt vorbei
An unsrer Frau Kapelle;
Da kniete gar in tiefer Reu'
Ein Mägdlein an der Schwelle:
„Halt an, halt an, mein Walter traut!
Kennst du nicht mehr der Stimme Laut,
Die du so gerne hörtest?"

„Wen seh' ich hier? Die falsche Maid,
Ach, weiland, ach, die Meine!
Wo ließest du dein seiden Kleid,
Wo Gold und Edelsteine?"
„O, daß ich von der Treue ließ!
Verloren ist mein Paradies,
Bei dir nur find' ich's wieder."

Er hub zu Roß das schöne Weib,
Er trug ein sanft Erbarmen;

Sie schlang sich fest um seinen Leib
Mit weißen, weichen Armen:
„Ach, Walter traut, mein liebend Herz,
Es schlägt an kaltes, starres Erz,
Es klopft nicht an dem deinen.“

Sie ritten ein in Walters Schloß,
Das Schloß war öd' und stille.
Sie band den Helm dem Ritter los;
Hin war der Schönheit Fülle:
„Die Wangen bleich, die Augen trüb,
Sie sind dein Schmuck, du treues Lieb!
Du warst mir nie so lieblich.“

Die Rüstung löst die fromme Maid
Dem Herrn, den sie betrübet:
„Was seh' ich? Ach, ein schwarzes Kleid.
Wer starb, den du geliebet?“
„Die Liebste mein betraur' ich sehr,
Die ich auf Erden nimmermehr,
Noch überm Grabe finde.“

Sie sinkt zu seinen Füßen hin
Mit ausgestreckten Armen:
„Da lieg' ich arme Büßerin,
Dich fleh' ich um Erbarmen.
Erhebe mich zu neuer Lust!
Laß mich an deiner treuen Brust
Von allem Leid genesen!“

„Steh' auf, steh' auf, du armes Kind!
Ich kann dich nicht erheben;
Die Arme mir verschlossen sind,
Die Brust ist ohne Leben.

Sei traurig stets, wie ich es bin!
Die Lieb' ist hin, die Lieb' ist hin
Und kehret niemals wieder."

Drei Fräulein.

1.

Drei Fräulein sah'n vom Schlosse
Hinab ins tiefe Tal;
Ihr Vater kam zu Rosse,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkommen, Herr Vater, gottwillkomm!
Was bringst du deinen Kindern?
Wir waren alle fromm."

„Mein Kind im gelben Kleide,
Heut' hab' ich dein gedacht.
Der Schmuck ist deine Freude,
Dein Liebstes ist die Pracht;
Von rotem Gold die Kette hier
Nahm ich dem stolzen Ritter,
Gab ihm den Tod dafür."

Das Fräulein schnell die Kette
Um ihren Nacken band;
Sie ging hinab zur Stätte,
Da sie den Toten fand:
„Du liegst am Wege wie ein Dieb
Und bist ein edler Ritter
Und bist mein feines Lieb."

Sie trug ihn auf den Armen
Zum Gotteshaus hinab,

Sie legt' ihn mit Erbarmen
In seiner Väter Grab.
Die Kett', die ihr am Halse schien,
Die zog sie fest zusammen
Und sank zum Lieb dahin.

2.

Zwei Fräulein sah'n vom Schlosse
Hinab ins tiefe Tal;
Ihr Vater kam zu Rosse,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkommen, Herr Vater, gottwillkomm!
Was bringst du deinen Kindern?
Wir waren beide fromm.“

„Mein Kind im grünen Kleide,
Heut' hab' ich dein gedacht.
Die Jagd ist deine Freude
Bei Tag und auch bei Nacht;
Den Spieß an goldnem Bande hier
Nahm ich dem wilden Jäger,
Gab ihm den Tod dafür.“

Sie nahm den Spieß zu Händen,
Den ihr der Vater bot,
Tät' in den Wald sich wenden,
Ihr Jagdruf war der Tod.
Dort in der Linde Schatten traf
Sie bei den treuen Bracken
Ihr Lieb im tiefen Schlaf:

„Ich komme zu der Linde,
Wie ich dem Lieb verhieß.“
Da stieß sie gar geschwinde
In ihre Brust den Spieß.
Sie ruhten beieinander kühl,
Waldvöglein sangen oben,
Grün Laub herunterfiel.

3.

Ein Fräulein sah vom Schlosse
Hinab ins tiefe Tal;
Ihr Vater kam zu Rosse,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkommen, Herr Vater, gottwillkomm!
Was bringst du deinem Kinde?
Ich war wohl still und fromm.“

„Mein Kind im weißen Kleide,
Heut' hab' ich dein gedacht.
Die Blumen sind dein' Freude,
Mehr als des Goldes Pracht;
Das Blümlein, klar wie Silber, hier
Nahm ich dem kühnen Gärtner,
Gab ihm den Tod dafür.“

„Wie war er so verwegen?
Warum erschlugst du ihn?
Er tät der Blümlein pflegen,
Die werden nun verblüh'n.“
„Er hat mir wunderkühn versagt
Die schönste Blum' im Garten;
Die spart' er seiner Magd.“

Das Blümlein lag der Zarten
An ihrer weichen Brust.
Sie ging in einen Garten,
Der war wohl ihre Lust.
Da schwoll ein frischer Hügel auf,
Dort bei den weißen Lilien;
Sie setzte sich darauf:

„O könnt' ich tun zur Stunde
Den lieben Schwestern gleich!
Doch 's Blümlein gibt kein' Wunde,
Es ist so zart und weich."
Aufs Blümlein sah sie bleich und krank,
Bis daß ihr Blümlein welkte,
Bis daß sie niedersank.

Des Goldschmieds Töchterlein.

Ein Goldschmied in der Bude stand
Bei Perl' und Edelstein:
„Das beste Kleinod, das ich fand,
Das bist doch du, Helene,
Mein teures Töchterlein!"

Ein schmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldschmied mein!
Mach' mir ein köstlich Kränzchen
Für meine süße Braut!"

Und als das Kränzlein war bereit
Und spielt in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
An ihren Arm den Kranz:

„Ach, wunderselig ist die Braut,
Die 's Krönlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Rosen,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beschaut':
„O fasse, lieber Goldschmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine süße Braut!“

Und als das Ringlein war bereit
Mit teurem Demantstein,
Da steckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
Es halb ans Fingerlein:

„Ach, wunderselig ist die Braut,
Die 's Ringlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
Nur seines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beschaut:
Du hast, o lieber Goldschmied mein,
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine süße Braut.

Doch, daß ich wisse, wie ihr's steh',
Tritt, schöne Maid, herzu,
Daß ich an dir zur Probe seh'
Den Brautschmuck meiner Liebsten!
Sie ist so schön wie du.“

Es war an einem Sonntag früh;
Drum hatt' die feine Maid
Heut' angetan mit sondrer Müh',
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbestes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz,
Sie vor dem Ritter stand;
Er setzt' ihr auf den goldnen Kranz,
Er steckt' ihr an das Ringlein,
Dann faßt' er ihre Hand:

„Helene süß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt.
Du bist die allerschönste Braut,
Für die ich 's goldne Kränzlein,
Für die den Ring bestimmt.

„Bei Gold und Perl' und Edelstein
Bist du erwachsen hier;
Das sollte dir ein Zeichen sein,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirst mit mir."

Der Wirtin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin, da kehrten sie ein:

„Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie Ihr schönes Töchterlein?"

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar.
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr'."

Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

„Ach, lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit.“

Der zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach, daß du liegst auf der Totenbahr'!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr.“

Der dritte hub ihn wieder sogleich
Und küßte sie an den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut'
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! So frühe schon rüstig und rege?
Dich, treuste der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja, mähst du die Wiese mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger versagen.“

Der Pächter, der stattlich begüterte, hat es gesprochen.
Marie, wie fühlt sie den liebenden Busen sich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder:
Wie schwingt sie die Sense, wie streckt sie die Mahden danieder;

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie suchen zur Labe den Quell und zum Schimmern den
Schatten;
Noch schaffen im heißen Gefilde die summenden Bienen;
Marie, sie ruht nicht, sie schafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne versinkt, es ertönet das Abendgeläute.
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug ist's für heute."
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Herde von
hinnen;
Marie, sie dengelt die Sense zu neuem Beginnen.

Schon sinket der Tau, schon erglänzen der Mond und die
Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall schlägt aus der Ferne;
Marie verlangt nicht zu rasten, verlangt nicht zu lauschen,
Stets läßt sie die Sense, die kräftig geschwungene, rauschen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe sich nährend, mit seliger Hoffnung sich labend.
Zum drittenmal hebt sich die Sonne, da ist es geschehen;
Dort seht ihr Marien, die wonniglich weinende, stehen.

„Guten Morgen, Marie! Was seh' ich? O fleißige Hände!
Gemäht ist die Wiese, das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirat . . . du nahmest im Ernste mein
Scherzen.
Leichtgläubig, man sieht es, und töricht sind liebende
Herzen."

Er spricht es und gehet des Wegs; doch der armen Marie
Erstarret das Herz, ihr brechen die bebenden Knie.
Die Sprache verloren, Gefühl und Besinnung geschwunden,
So wird sie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt sie noch Jahre, so stummer, erstorbener Weise,
Und Honig, ein Tropfen, das ist ihr die einzige Speise.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendsten Wiese!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer wie diese.

Das Schifflein.

Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise;
Es schweigen, die drin wandern,
Denn keiner kennt den andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Weidgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet;
Das Ufer widerhallet.

Von seinem Wanderstabe
Schraubt jener Stift und Habe
Und mischt mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,
Als fehlt' ihr gar die Rede;
Jetzt stimmt sie mit Gesange
Zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch sich regen
Mit taktgemäßen Schlägen;
Das Schiff hinunterflieget,
Von Melodie gewieget.

Hart stößt es auf am Strande,
Man trennt sich in die Lande:
„Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf e i n e m Schifflein wieder?"

Traum.

Es hat mir jüngst geträumet,
Ich läg' auf steiler Höh';
Es war am Meeresstrande,
Ich sah wohl in die Lande
Und über die weite See.

Es lag am Ufer drunten
Ein schmuckes Schiff bereit,
Mit bunten Wimpeln wehend,
Der Ferg' am Ruder stehend,
Als wär' ihm lang die Zeit.

Da kam von fernen Bergen
Ein lust'ger Zug daher:
Wie Engel täten sie glänzen,
Geschmückt mit Blumenkränzen,
Und zogen nach dem Meer.

Voran dem Zuge schwärmten
Der muntern Kinder viel;
Die andern Becher schwangen,
Musizierten, sangen,
Schwebten in Tanz und Spiel.

Sie sprachen zu dem Schiffer:
„Willst du uns führen gern?
Wir sind die Wonnen und Freuden,
Wollen von der Erde scheiden,
All' von der Erde fern.“

Er hieß ins Schiff sie treten,
Die Freuden allzumal,
Er sprach: „Sagt an, ihr Lieben!
Ist keins zurückgeblieben
Auf Bergen, noch im Tal?“

Sie riefen: „Wir sind alle!
Fahr zu, wir haben Eil'!"
Sie fuhren mit frischen Winden;
Fern, ferne sah ich schwinden
Der Erde Lust und Heil.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen;
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad':
„Kann dir die Hand nicht geben;
Bleib' du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!"

Jungfrau Sieglinde.

Das war Jungfrau Sieglinde,
Die wollte früh aufsteh'n,
Mit ihrem Hofgesinde
Zum Frauenmünster geh'n.
Sie ging in Gold und Seide,
Mit Blumen und Geschmeide;
Das ward zu großem Leide.

Es steh'n drei Lindenbäume
Wohl vor der Kirchenpfort';
Da saß der edle Heime,
Der sprach viel leise Wort':
„Was Gold, was Edelsteine!
Hätt' ich der Blumen eine
Aus deinem Kranz, du Feine!“

So sprach der Jüngling leise;
Da trieb der Wind sein Spiel,
Daß aus der Blumen Kreise
Die schönste Rose fiel.
Herr Heime tät sich bücken,
Die Rose wegzupflücken,
Damit wollt' er sich schmücken.

Da war ein alter Ritter
In Siegelindens Chor;
Dem war es leid und bitter,
Gar zornig trat er vor:
„Muß ich dich Hofzucht lehren?
Darfst du vom Kranz der Ehren
Ein Läublein nur begehren?“

O weh dem Garten immer,
Der solche Rosen bracht'!
O Heil den Linden nimmer,
Wo solcher Streit erwacht!
Wie klangen da die Degen,
Bis unter wilden Schlägen
Der Jüngling tot erlegen!

Sieglinde beugt' sich nieder
Und nahm die Ros' empor,

Steckt' in den Kranz sie wieder
Und ging zur Kirche vor.
Sie ging in Gold und Seide,
Mit Blumen und Geschmeide;
Wer tät' ihr was zuleide?

Vor Sankt Mariens Bilde
Nahm sie herab die Kron':
„Nimm du sie, Reine, Milde!
Kein Blümlein kam davon.
Der Welt will ich entsagen,
Den heil'gen Schleier tragen
Und um die Toten klagen."

Sankt Georgs Ritter.

1.

Hell erklingen die Trommeten
Vor Sankt Stephan von Gormaz,
Wo Fernandez von Kastilien
Lager hält, der tapfre Graf.

Almanzor, der Mohrenkönig,
Kommt mit großer Heeresmacht
Von Cordova hergezogen,
Zu erstürmen jene Stadt.

Schon gewappnet sitzt zu Pferde
Die kastil'sche Ritterschar;
Forschend reitet durch die Reihen
Fernandez, der tapfre Graf:

„Pascal Vivas, Pascal Vivas,
Preis kastil'scher Ritterschaft!
Alle Ritter sind gerüstet,
Du nur fehlest auf dem Platz.

Du, der erste sonst zu Rosse,
Sonst der erste zu der Schlacht,
Hörst du heute nicht mein Rufen,
Nicht der Schlachttrommeten Klang?

Fehlest du dem Christenheere
Heut, an diesem heißen Tag?
Soll dein Ehrenkranz verwelken,
Schwinden deines Ruhmes Glanz?“

Pascal Vivas kann nicht hören;
Fern ist er im tiefen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.

An der Pforte steht sein Roß,
Lehnet Speer und Stahlgewand,
Und der Ritter knieet betend
Vor dem heiligen Altar;

Ist in Andacht ganz versunken,
Höret nicht den Lärm der Schlacht,
Der nur dumpf wie Windestosen
Durch das Waldgebirge hallt;

Hört nicht seines Rosses Wiehern,
Seiner Waffen dumpfen Klang.
Doch es wachet sein Patron,
Sankt Georg, der treue, wacht;

Aus der Wolke steigt er nieder,
Legt des Ritters Waffen an,
Setzt sich auf das Pferd des Ritters,
Fleugt hinunter in die Schlacht.

Keiner hat wie er gestürmet,
Held des Himmels, Wetterstrahl;
Er gewinnt Almanzors Fahne,
Und es flieht die Mohrenschar.

Pascal Vivas hat beschlossen
Seine Andacht am Altar,
Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand,

Reitet sinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,
Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der festliche Gesang:

„Pascal Vivas, Pascal Vivas,
Stolz kastil'scher Ritterschaft!
Sei gepriesen, hoher Sieger,
Der Almanzors Fahne nahm!

Wie sind deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag!
Wie bedeckt dein Roß mit Wunden,
Das so mutig eingerannt!“

Pascal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Gesang,
Neiget demutsvoll sein Haupt,
Deutet schweigend himmelan.

2.

In den abendlichen Gärten
Ging die Gräfin Julia;
Fatiman, Almanzors Neffe,
Hat die Schöne dort erhascht,

Flieht mit seiner süßen Beute
Durch die Wälder Nacht und Tag,
Zehn getreue Mohrenritter
Folgen ihm gewappnet nach.

In des dritten Morgens Frühe
Kommen sie in jenen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.

Schon von weitem blickt die Gräfin
Nach des Heil'gen Bild hinan,
Welches ob der Kirchenpforte
Groß in Stein gehauen prangt,

Wie er in des Lindwurms Rachen
Mächtig sticht den heil'gen Schaft,
Während an den Fels gebunden
Bang die Königstochter harrt.

Weinend und die Hände ringend
Ruft die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Hilf mir aus des Drachen Macht!"

Siehe! wer auf weißem Rosse
Sprengt von der Kapell' herab?
Goldne Locken weh'n im Winde,
Und der rote Mantel wallt.

Mächtig ist sein Speer geschwungen,
Trifft den Räuber Fatiman,
Der sich gleich am Boden krümmet,
Wie der Lindwurm einst getan.

Und die zehen Mohrenritter
Hat ein wilder Schreck gefaßt;
Schild und Lanze weggeworfen,
Flieh'n sie über Berg und Tal

Auf den Knien wie geblendet
Liegt die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Sei gepriesen tausendmal!"

Als sie wieder hebt die Augen,
Ist der Heil'ge nicht mehr da,
Und es geht nur dumpfe Sage,
Daß es Pascal Vivas war.

Ritter Paris.

Paris ist der schönste Ritter,
Alle Herzen nimmt er hin;
Jede Dame kann's beschwören
An dem Hof der Königin.

Was der schönen Siegeszeichen
Warf das Glück in seinen Schoß:
Briefe, die von Küssen rauschen,
Locken, Ringe, zahlenlos!

Allzu leichter Siege Zeichen,
Ungebetnes Minneglück!
Bann und Fessel nennt euch Paris,
Stößt sein süßes Los zurück,

Schwingt zu Roß sich schwer gerüstet,
Glüht von edler Heldenlust,
Beut den Frauen all den Rücken,
Beut den Männern keck die Brust.

Doch es will kein Feind sich zeigen,
Frühling waltet im Gefild,
Mit dem Helmbusch spielen Lüftchen,
Sonne spiegelt sich im Schild.

Weit schon ist er so geritten;
Siehe, da an Waldes Tor
Hält ein Ritter hoch zu Rosse,
Strecket ihm die Lanze vor.

Ritter Paris fliegt zum Kampfe,
Eilte nie zum Reihn so sehr,
Wirft den Gegner strads zur Erde,
Blickt als Sieger stolz umher;

Naht sich hilfreich dem Geworf'nen,
Nimmt ihm ab des Helms Gewicht;
Sieh'! da wallen reiche Locken
Um ein zartes Angesicht.

Wie er Schien' und Panzer löset,
Welch ein Busen, welch ein Leib!
Hingegossen ohne Leben,
Liegt vor ihm das schönste Weib.

Würden erst die bleichen Wangen
Röten sich von neuer Glut,
Hüben erst sich diese Wimpern,
Wie dann, Paris, junges Blut?

Ja, schon holt sie tiefen Atem,
Schlägt die Augen zärtlich auf:
Die als wilder Feind gestorben,
Lebt als milde Freundin auf.

Dort in Stücken liegt die Hülle,
Die ein starrer Ritter war,
Hier in Paris' Arm die Fülle,
Süßer Kern, der Schale bar.

Paris spricht, der schöne Ritter:
„Welcher Sieg nun, welcher Ruhm?
Soll mir nie ein Strauß gelingen
In dem ernsten Rittertum?

Wandelt stets, was ich berühre,
Sich in Scherz und Liebe mir?
Minneglück, das mich verfolget,
Zürn' ich oder dank' ich dir?"

Der Räuber.

Einst am schönen Frühlingstage
Tritt der Räuber vor den Wald;
Sieh'! den hohlen Pfad hernieder
Kommt ein schlankes Mädchen bald.

„Trügst du statt der Maienglocken,"
Spricht des Waldes kühner Sohn,
„In dem Korb den Schmuck des Königs,
Frei doch zögest du davon."

Lange folgen seine Blicke
Der geliebten Wallerin;
Durch die Wiesengründe wandelt
Sie zu stillen Dörfern hin,

Bis der Gärten reiche Blüte
Hüllt die liebliche Gestalt;
Doch der Räuber kehret wieder
In den finstern Tannenwald.

Sängerliebe.

Seit der hohe Gott der Lieder
Mußt' in Liebesschmerz erbleichen,
Seit der Lorbeer seiner Schläfe
Unglücksel'ger Liebe Zeichen:

Wundert's wen, daß ird'schen Sängern
Die dasselbe Zeichen kränzet,
Selten in der Liebe Leben
Ein beglückter Stern erglänzet?

Daß sie ernst und düster blicken,
Ihre Saiten traurig tönen,
Daß von Lust sie wenig singen,
Aber viel von Schmerz und Sehnen?

Sängerliebe, tief und schmerzlich,
Laßt euch denn in ernsten Bildern
Aus den Tagen des Gesanges,
Aus der Zeit der Minne, schildern!

---

1. Rudello.

In den Talen der Provence
Ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genossen.

Blütenglanz und süße Stimme
Konnt' an ihm den Vater zeigen,
Herzensglut und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.

Selige Provencer Tale,
Üppig blühend war't ihr immer,
Aber eure reichste Blüte
War des Minneliedes Schimmer.

Jene tapfern, schmucken Ritter,
Welch ein edler Sängerorden!
Jene hochbeglückten Damen,
Wie sie schön gefeiert worden!

Vielgeehrt im Sängerchore
War Rudellos werter Name,
Vielgepriesen, vielbeneidet
Die von ihm besung'ne Dame.

Aber niemand mocht' erkunden,
Wie sie hieße, wo sie lebte,
Die so herrlich, überirdisch
In Rudellos Liedern schwebte;

Denn nur in geheimen Nächten
 Nahte sie dem Sänger leise,
 Selbst den Boden nie berührend,
 Spurlos, schwank, in Traumesweise.

Wollt' er sie mit Armen fassen,
 Schwand sie in die Wolken wieder,
 Und aus Seufzern und aus Tränen
 Wurden dann ihm süße Lieder.

Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
 Brachten dazumal die Märe,
 Daß von Tripolis die Gräfin
 Aller Frauen Krone wäre;

Und so oft Rudell es hörte,
 Fühlt' er sich's im Busen schlagen,
 Und es trieb ihn nach dem Strande,
 Wo die Schiffe fertig lagen.

Meer, unsich'res, vielbewegtes,
 Ohne Grund und ohne Schranken!
 Wohl auf deiner regen Wüste
 Mag die irre Sehnsucht schwanken.

Fern von Tripolis verschlagen,
 Irrt die Barke mit dem Sänger;
 Äußrem Sturm und innrem Drängen
 Widersteht Rudell nicht länger.

Schwer erkranket liegt er nieder,
 Aber ostwärts schaut er immer,
 Bis sich hebt am letzten Rand
 Ein Palast im Morgenschimmer.

Und der Himmel hat Erbarmen
 Mit des kranken Sängers Flehen;
 In den Port von Tripolis
 Fliegt das Schiff mit günst'gem Wehen.

Kaum vernimmt die schöne Gräfin,
Daß so edler Gast gekommen,
Der allein um ihretwillen
Übers weite Meer geschwommen:

Alsobald mit ihren Frauen
Steigt sie nieder unerbeten,
Als Rudello schwanken Ganges
Eben das Gestad betreten.

Schon will sie die Hand ihm reichen,
Doch ihm dünkt, der Boden schwinde;
In des Führers Arme sinkt er,
Haucht sein Leben in die Winde.

Ihren Sänger ehrt die Herrin
Durch ein prächtiges Begängnis,
Und ein Grabmal von Porphyr
Lehrt sein trauriges Verhängnis.

Seine Lieder läßt sie schreiben
Allesamt mit goldnen Lettern,
Köstlich ausgezierte Decken
Gibt sie diesen teuren Blättern;

Liest darin so manche Stunde,
Ach, und oft mit heißen Tränen,
Bis auch sie ergriffen ist
Von dem unnennbaren Sehnen.

Von des Hofes lust'gem Glanz,
Aus der Freunde Kreis geschieden,
Suchet sie in Klostermauern
Ihrer armen Seele Frieden.

---

2. Durand.

Nach dem hohen Schloß von Balbi
Zieht Durand mit seinem Spiele;

Voll die Brust von süßen Liedern,
Naht er schon dem frohen Ziele.

Dort ja wird ein holdes Fräulein,
Wann die Saiten lieblich rauschen,
Augen senkend, zart erglühend,
Innig atmend niederlauschen.

In des Hofes Lindenschatten
Hat er schon sein Spiel begonnen,
Singt er schon mit klarer Stimme,
Was er Süßestes ersonnen.

Von dem Söller, von den Fenstern
Sieht er Blumen freundlich nicken
Doch die Herrin seiner Lieder
Kann sein Auge nicht erblicken.

Und es geht ein Mann vorüber,
Der sich traurig zu ihm wendet:
„Störe nicht die Ruh' der Toten!
Fräulein Blanka hat vollendet.“

Doch Durand, der junge Sänger,
Hat darauf kein Wort gesprochen;
Ach, sein Aug' ist schon erloschen,
Ach, sein Herz ist schon gebrochen.

Drüben in der Burgkapelle,
Wo unzähl'ge Kerzen glänzen,
Wo das tote Fräulein ruht,
Hold geschmückt mit Blumenkränzen:

Dort ergreifet alles Volk
Schreck und Staunen, freudig Beben,
Denn von ihrem Totenlager
Sieht man Blanka sich erheben.

Aus des Scheintods tiefem Schlummer
Ist sie blühend auferstanden,

Tritt im Sterbekleid hervor
Wie in bräutlichen Gewanden.

Noch, wie ihr gescheh'n, nicht wissend,
Wie von Träumen noch umschlungen,
Fragt sie zärtlich, sehnsuchtsvoll:
„Hat nicht hier Durand gesungen?"

Ja, gesungen hat Durand,
Aber nie mehr wird er singen;
Auferweckt hat er die Tote,
Ihn wird niemand wiederbringen.

Schon im Lande der Verklärten
Wacht' er auf, und mit Verlangen
Sucht er seine süße Freundin,
Die er wähnt vorangegangen.

Aller Himmel lichte Räume
Sieht er herrlich sich verbreiten.
„Blanka, Blanka!" ruft er sehnlich
Durch die öden Seligkeiten.

---

3. Dante.

War's ein Tor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Tor der Himmel,
Draus am klarsten Frühlingsmorgen
Zog so festliches Gewimmel?
Kinder, hold wie Engelscharen,
Reich geschmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Rosental
Zu den frohen Festestänzen.
Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichsten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauschten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erschüttert?
Klang nicht Dantes junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja, ihm ist in jener Stunde
Des Gesanges Quell entsprungen;
In Sonetten, in Kanzonen
Ist die Lieb' ihm früh erklungen.

Als, zur Jungfrau hold erwachsen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch seine Dichtung schon
Wie ein Baum, der Blüten regnet.

Aus dem Tore von Florenz
Zogen dichte Scharen wieder,
Aber langsam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.

Unter jenem schwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geschmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod so früh gepflücket.

Dante saß in seiner Kammer
Einsam, still, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte sein Gesichte.

In der Wälder tiefste Schatten
Stieg der edle Sänger nieder;
Gleich den fernen Totenglocken
Tönten fortan seine Lieder.

Aber in der wildsten Öde,
Wo er ging mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgesandter
Von der hingeschiednen Schönen,

Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefste Schluchten,
Wo sein ird'scher Schmerz verstummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.

Bald zum sel'gen Licht empor
Kam er auf den dunkeln Wegen;
Aus des Paradieses Pforte
Trat die Freundin ihm entgegen.

Hoch und höher schwebten beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
Sie, aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen;

Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angesichte,
Das verklärt ihn schauen ließ
Abglanz von dem ew'gen Lichte.

Einem göttlichen Gedicht
Hat er alles einverleibet
Mit so ew'gen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felsen schreibet.

Ja, mit Fug wird dieser Sänger
Als der göttliche verehret,
Dante, welchem ird'sche Liebe
Sich zu himmlischer verkläret.

Liebesklagen.

Der Jäger.

Als ich einsmals in den Wäldern
Hinter einer Eiche stand,
Lauernd, oft mich vorwärts legend,
Auch die Büchse schon zur Hand:

Da vernahm ich leichtes Rauschen,
Und mein Hühnerhund schlug an,
Fertig hielt ich gleich die Büchse,
Paßte mit gespanntem Hahn.

Sieh! da kam nicht Reh noch Hase,
Kam ein Wild von schönrer Art,
Trat ein Mägdlein aus den Büschen,
Jung und frisch und lind und zart.

So von seltsamen Gewalten
Ward ich plötzlich übermannt,
Daß ich fast vor eitel Liebe
Auf die Schönste losgebrannt.

Immer geh' ich nun den Fährten
Dieses edeln Wildes nach,
Und vor seinem Lager steh' ich
Jeden Abend auf der Wach'.

Um es unverblümt zu sagen:
Vor der Lieblichsten Altan
Steh' ich pflichtlich jeden Abend,
Blicke traurig still hinan.

Doch von solcher stummen Klage
Wird ihr gleich die Zeit zu lang;
Lieder will sie, süße Weisen,
Flötentöne, Lautenklang.

Ach, das ist ein künstlich Locken,
Drin ich Weidmann nichts vermag,
Nur den Kuckucksruf verstehend
Und den schlichten Wachtelschlag.

Bertran de Born.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermess'ner Prahlerei,
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nötig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

„Wie du sagst, mein Herr und König,
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zuliebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,

Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Tränen war betaut.

Aus des Ölbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Tor.

Blutend lag er mir im Arme;
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Über Meer, Gebirg und Tal;
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft."

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,

Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Toten,
Die verzeihend ihm gebührt!
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Der Waller.

Auf Galiziens Felsenstrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildnis
Glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere
Öffnet sich ein stiller Port.

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach,
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach,
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis' sein Ave sprach.

An dem Tage, da man feiert
Der Geprief'nen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart,
Da in ihrem Heiligtume
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felsenpfade klimmen
Waller, festlich angetan;
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der schroffe Berg hinan.

Doch den heitern Pilgern folgen
Andre, barfuß und bestaubt,
Angetan mit härnen Hemden,
Asche tragend auf dem Haupt;
Solche sind's, die der Gemeinschaft
Frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Tor der Kirche
Hinzuknien ist erlaubt.

Und nach allen keuchet einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rost'gem Eisen
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erschlagen er den Bruder
Einst in seines Zornes Hast,
Ließ er aus dem Schwerte schmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Herde, fern vom Hofe
Wandert er und will nicht Rast,

Bis ein himmlisch Gnadenwunder
Sprenget seine Kettenlast.

Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh',
Lange hätt' er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh'.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder tu';
Alle Gnadenbilder sucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

Als nun der den Fels erstiegen
Und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten,
Dem die Menge betend schweigt.
Nicht betritt sein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild sich zeigt
Farbenhell im Strahl der Sonne,
Die zum Meere niedersteigt.

Welche Glut ist ausgegossen
Über Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger geh'n getröstet,
Nur der eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angesicht;

Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht,
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

Die Bidassoabrücke.

Auf der Bidassoabrücke
Steht ein Heil'ger, altergrau,
Segnet rechts die span'schen Berge,
Segnet links den fränk'schen Gau.
Wohl bedarfs an dieser Stelle
Milden Trostes himmelher,
Wo so mancher von der Heimat
Scheidet ohne Wiederkehr.

Auf der Bidassoabrücke
Spielt ein zauberhaft Gesicht:
Wo der eine Schatten siehet,
Sieht der andre goldnes Licht;
Wo dem einen Rosen lachen,
Sieht der andre dürren Sand;
Jedem ist das Elend finster,
Jedem glänzt sein Vaterland.

Friedlich rauscht die Bidassoa
Zu der Herde Glockenklang,
Aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang,
Und am Abend steigt hernieder
Eine Schar zum Flußgestad,
Unstet, mit zerriss'ner Fahne;
Blut beträufelt ihren Pfad.

Auf der Bidassoabrücke
Lehnen sie die Büchsen bei,
Binden sich die frischen Wunden,
Zählen, wer noch übrig sei;
Lange harren sie Vermißter,
Doch ihr Häuflein wächset nicht.
Einmal wirbelt noch die Trommel,
Und ein alter Kriegsmann spricht:

„Rollt die Fahne denn zusammen,
Die der Freiheit Banner war!
Nicht zum ersten Male wandelt
Diesen Grenzweg ihre Schar,
Nicht zum ersten Male sucht sie
Eine Freistatt in der Fern';
Doch sie zieht nicht arm an Ehre,
Zieht nicht ohne günst'gen Stern.

Der von vor'gen Freiheitskämpfen,
Mehr als einer, Narben führt,
Heute, da wir alle bluten,
Mina,[1] bliebst du unberührt.
Ganz und heil ist uns der Retter,
Noch verbürgt ist Spaniens Glück.
Schreiten wir getrost hinüber!
Einst noch kehren wir zurück."

Mina rafft sich auf vom Steine
(Müde saß er dort und still),
Blickt noch einmal nach den Bergen,
Wo die Sonne sinken will.

[1] Spanischer Freiheitskämpfer, starb 1834.

Seine Hand, zur Brust gehalten,
Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf;
Auf der Bidassoabrücke
Brachen alte Wunden auf.

Unstern.

Unstern, diesem guten Jungen,
Hat es seltsam sich geschickt;
Manches wär' ihm fast gelungen,
Manches wär' ihm schier geglückt;
Alle Glückesstern' im Bunde
Hätten weihend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht.

Waffenruhm und Heldenehre
Hätten zeitig ihm geblüht;
War doch in dem ganzen Heere
Keiner so von Mut erglüht!
Nur als schon in wilden Wogen
Seine Schar zum Sturme drang,
Kam ein Bote hergeflogen,
Der die Friedensfahne schwang.

Nah ist Unsterns Hochzeitfeier,
Hold und sittig glüht die Braut;
Sieh! da kommt ein reichrer Freier,
Der die Eltern baß erbaut.
Dennoch hätte die Geraubte
Ihn als Witwe noch beglückt,
Wäre nicht der Totgeglaubte
Plötzlich wieder angerückt.

Reich wär' Unstern noch geworden
Mit dem Gut der neuen Welt,
Hätte nicht ein Sturm aus Norden
Noch im Port das Schiff zerschellt.
Glücklich war er selbst entschwommen
(Einer Planke hatt' er's Dank),
Hatte schon den Strand erklommen,
Glitt zurück noch und versank.

In den Himmel sonder Zweifel
Würd' er gleich gekommen sein,
Liefe nicht ein dummer Teufel
Just ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, es sei die Seele,
Die er eben holen soll,
Packt den Unstern an der Kehle,
Rennt mit ihm davon wie toll.

Da erscheint ein lichter Engel
Rettend aus dem Nebelduft,
Donnert flugs den schwarzen Bengel
In die tiefste Höllenkluft,
Schwebt der goldnen Himmelsferne
Mit dem armen Unstern zu,
Über gut' und böse Sterne
Führt er den zur ew'gen Ruh'.

Der Ring.

Es ging an einem Morgen
Ein Ritter über die Au';
Er dacht' in bangen Sorgen
An die allerschönste Frau:

„Mein wertes Ringlein golden,
Verkünde du mir frei,
Du Pfand von meiner Holden:
Wie steht es mit ihrer Treu'?"

Wie er's betrachten wollte,
Vom Finger es ihm sprang;
Das Ringlein hüpft' und rollte
Den Wiesenrain entlang.

Er will mit schnellen Händen
Es haschen auf der Au,
Doch goldne Blumen ihn blenden
Und Gräser, betropft von Tau.

Ein Falk es gleich erlauschte,
Der auf der Linde saß;
Vom Wipfel er niederrauschte,
Er holt' es aus dem Gras.

Mit mächtigem Gefieder
Er in die Luft sich schwang;
Da wollten seine Brüder
Ihm rauben den goldnen Fang.

Doch keiner gewann's von allen,
Das Ringlein fiel aus der Höh';
Der Ritter sah es fallen
In einen tiefen See.

Die Fischlein hüpften munter,
Zu haschen den goldnen Tand;
Das Ringlein sank hinunter,
Bis es den Blicken schwand.

„O Ringlein, auf den Triften,
Da äffen dich Gras und Blum';
O Ringlein, in den Lüften,
Da tragen die Vöglein dich um;

O Ringlein, in Wassers Grunde,
Da haschen die Fische dich frei;
Mein Ringlein, ist das die Kunde,
Die Kunde von Liebchens Treu'?"

Graf Eberhards Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Württemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Palästinas Strand.

Daselbst er einstmals ritt
Durch einen frischen Wald;
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er steckt' es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut;
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeres Flut.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt,
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
Besucht' es jedes Jahr,

Erfreute dran den Mut,
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und laß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

Die Ulme zu Hirsau.

Zu Hirsau in den Trümmern,
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frischgrünend seine Krone
Hoch überm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau·
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Tale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl;
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wann schattig rings das Tal.

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen
Zum Klausendach hinaus.

O Strahl des Lichts, du dringest
Hinab in jede Gruft!
O Geist der Welt, du ringest
Hinauf in Licht und Luft!

Münstersage.

Am Münsterturm, dem grauen,
Da sieht man groß und klein
Viel Namen eingehauen;
Geduldig trägt's der Stein.

Einst klomm die luft'gen Schnecken
Ein Musensohn heran,

Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf,
Den Turm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf.

Da zuckt in seiner Grube
Erwins, des Meisters, Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub.

Im großen Bau ein Gären,
Als wollt' er wunderbar
Aus seinem Stamm gebären,
Was unvollendet war! —

Der Name war geschrieben,
Von wenigen gekannt;
Doch ist er steh'n geblieben
Und längst mit Preis genannt.

Wer ist noch, der sich wundert,
Daß ihm der Turm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt?[1]

Der weiße Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.

[1] Auf der Plattform des Straßburger Münsters steht unter vielen auch Goethes Name, von seinen akademischen Jahren her eingehauen.

Sie legten sich unter den Tannenbaum;
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste.

„Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch husch!"

Der zweite.

„Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff paff!"

Der dritte.

„Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
Da stieß ich lustig ins Horn, trara!"

So lagen sie da und sprachen, die drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.

Und eh' die drei Jäger ihn recht geseh'n,
So war er davon über Tiefen und Höh'n.
Husch husch! piff paff! trara!

Die Jagd von Winchester.

König Wilhelm hatt' ein' schweren Traum,
Vom Lager sprang er auf,
Wollt' jagen dort in Winchesters Wald,
Rief seine Herrn zuhauf.

Und als sie kamen vor den Wald,
Da hält der König still,
Gibt jedem einen guten Pfeil,
Wer jagen und birschen will.

Der König kommt zur hohen Eich',
Da springt ein Hirsch vorbei;
Der König spannt den Bogen schnell,
Doch die Sehne reißt entzwei.

Herr Titan besser treffen will,
Herr Titan drückt wohl ab:
Er schießt dem König mitten ins Herz
Den Pfeil, den der ihm gab.

Herr Titan fliehet durch den Wald,
Flieht über Land und Meer,
Er flieht wie ein gescheuchtes Wild,
Find't nirgends Ruhe mehr.

Prinz Heinrich ritt im Wald umher,
Viel Reh' und Hasen er fand:
„Wohl träf' ich gern ein edler Wild
Mit dem Pfeil von Königs Hand."

Da reiten schon in ernstem Zug
Die hohen Lords heran;
Sie melden ihm des Königs Tod,
Sie tragen die Kron' ihm an:

„Auf dieser trauervollen Jagd
Euch reiche Beute ward;
Ihr habt erjagt, gewalt'ger Herr,
Den edeln Leopard."

Harald.

Vor seinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald;
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie singen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reih'n,
Schwingt auf die Rosse sich?

Was kost so sanft und küßt so süß
Und hält so lind umfaßt
Und nimmt das Schwert und zieht vom Roß
Und läßt nicht Ruh' noch Rast?

Es ist der Elfen leichte Schar;
Hier hilft kein Widerstand,
Schon sind die Krieger all' dahin,
Sind all' im Feenland.

Nur er, der Beste, blieb zurück,
Der kühne Held Harald;
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geschnallt.

All' seine Krieger sind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild;
Die Rosse, ledig ihrer Herrn,
Sie geh'n im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der stolze Held Harald;
Er ritt allein im Mondenschein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar;
Er springt vom Rosse schnell,
Er schnallt vom Haupte sich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch, wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;
Er muß sich setzen auf den Fels,
Er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr',
Das Haupt gesenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Merlin der Wilde.

An Karl Mayer.

Du sendest, Freund, mir Lieder
Voll frischer Waldeslust,
Du regtest gerne wieder
Auch mir die Dichterbrust;
Du zeigst an schatt'ger Halde
Mir den beschilften See,
Du lockest aus dem Walde
Zum Bad ein scheues Reh.

Ob einem alten Buche
Bring' ich die Stunden hin;
Doch fürchte nicht, ich suche
Mir trockne Blüten drin!
Durch seine Zeilen windet
Ein grüner Pfad sich weit
Ins Feld hinaus und schwindet
In Waldeseinsamkeit.

Da sitzt Merlin der Wilde
Am See auf moos'gem Stein
Und starrt nach seinem Bilde
Im dunkeln Widerschein:
Er sieht, wie er gealtet
Im trüben Weltgewühl;
Hier in der Wildnis waltet
Ihm neuer Kraft Gefühl.

Vom Grün, das um ihn tauet,
Ist ihm der Blick gestärkt,
Daß er Vergang'nes schauet
Und Künftiges ermerkt;
Der Wald in nächt'ger Stunde
Hat um sein Ohr gerauscht,
Daß es in seinem Grunde
Den Geist der Welt erlauscht.

Das Wild, das um ihn weilet,
Dem stillen Gaste zahm,
Es schrickt empor, enteilet,
Weil es ein Horn vernahm.
Von raschem Jägertrosse
Wird er hinweggeführt

Fern zu des Königs Schlosse,
Der längst nach ihm gespürt:

„Gesegnet sei der Morgen,
Der dich ins Haus mir bringt,
Den Mann, der, uns verborgen,
Den Tieren Weisheit singt!
Wohl möchten wir erfahren,
Was jene Sprüche wert,
Die dich seit manchen Jahren
Der Waldesschatten lehrt.

Nicht um den Lauf der Sterne
Heb' ich zu fragen an;
Am Kleinen prüft' ich gerne,
Wie es um dich getan.
Du kommst in dieser Frühe
Mir ein Geruf'ner her;
Du lösest ohne Mühe,
Wovon das Haupt mir schwer.

Dort, wo die Linden düstern,
Vernahm ich diese Nacht
Ein Plaudern und ein Flüstern,
Wie wenn die Liebe wacht.
Die Stimmen zu erkunden,
Lauscht' ich hinab vom Wall;
Doch, wähnt' ich sie gefunden,
So schlug die Nachtigall.

Nun frag' ich dich, o Meister,
Wer bei den Linden war.
Dir machen deine Geister
Geheimes offenbar,

Dir singt's der Vögel Kehle,
Die Blätter säuseln's dir.
Sprich ohne Scheu! verhehle
Nichts, was du schauest, mir!"

Der König steht umgeben
Von seinem Hofgesind;
Zu Morgen grüßt ihn eben
Sein rosenblühend Kind.
Merlin, der unerschrocken
Den Kreis gemustert hat,
Nimmt aus der Jungfrau Locken
Ein zartes Lindenblatt:

„Laß mich dies Blatt dir reichen!
Lies, Herr, was es dir sagt!
Wem nicht an solchen Zeichen
Genug, der sei befragt:
Ob er in Königshallen
Je Blätter regnen sah?
Wo Lindenblätter fallen,
Da ist die Linde nah.

Du hast, o Herr, am Kleinen
Mein Wissen heut' erprobt;
Mög' es dir so erscheinen,
Daß man es billig lobt!
Löst' ich aus einem Laube
Dein Rätsel dir so bald,
Viel größ're löst (das glaube!)
Der dichtbelaubte Wald."

Der König steht und schweiget,
Die Tochter glüht von Scham.

Der stolze Seher steiget
Hinab, von wo er kam;
Ein Hirsch, den wohl er kennet,
Harrt vor der Brücke sein
Und nimmt ihn auf und rennet
Durch Feld und Strom waldein.

Versunken lag im Moose
Merlin, doch tönte lang
Aus einer Waldkluft Schoße
Noch seiner Stimme Klang.
Auch dort ist längst nun Friede;
Ich aber zweifle nicht,
Daß, Freund, aus deinem Liede
Merlin der Wilde spricht.

Von den sieben Zechbrüdern.

Ich kenne sieben lust'ge Brüder,
Sie sind die durstigsten im Ort;
Die schwuren höchlich, niemals wieder
Zu nennen ein gewisses Wort,
  In keinerlei Weise,
  Nicht laut und nicht leise.

Es ist das gute Wörtlein Wasser,
Darin doch sonst kein Arges steckt.
Wie kommt's nun, daß die wilden Prasser
Dies schlichte Wort so mächtig schreckt?
  Merkt auf! ich berichte
  Die Wundergeschichte.

Einst hörten jene durst'gen sieben
Von einem fremden Zechkumpan,

Es sei am Waldgebirge drüben
Ein neues Wirtshaus aufgetan,
  Da fließen so reine,
  So würzige Weine.

Um einer guten Predigt willen
Hätt' keiner sich vom Platz bewegt;
Doch, gilt es, Gläser gut zu füllen,
Dann sind die Bursche gleich erregt.
  „Auf! lasset uns wandern!“
  Ruft einer dem andern.

Sie wandern rüstig mit dem frühen.
Bald steigt die Sonne drückend heiß,
Die Zunge lechzt, die Lippen glühen,
Und von der Stirne rinnt der Schweiß;
  Da rieselt so helle
  Vom Felsen die Quelle.

Wie trinken sie in vollen Zügen!
Doch, als sie kaum den Durst gestillt,
Bezeigen sie ihr Mißvergnügen,
Daß hier nicht Wein, nur Wasser quillt:
  „O fades Getränke!
  O ärmliche Schwenke!“

In seine vielverwobnen Gänge
Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf;
Da steh'n sie plötzlich im Gedränge,
Verworrnes Dickicht hemmt den Lauf.
  Sie irren, sie suchen,
  Sie zanken und fluchen.

Derweil hat sich in finstre Wetter
Die schwüle Sonne tief verhüllt;

Schon rauscht der Regen durch die Blätter,
Es zuckt der Blitz, der Donner brüllt;
  Dann kommt es geflossen,
  Unendlich ergossen.

Bald wird der Forst zu tausend Inseln,
Zahllose Ströme brechen vor;
Hier hilft kein Toben, hilft kein Winseln,
Er muß hindurch, der edle Chor.
  O gründliche Taufe!
  O köstliche Traufe!

Vor alters wurden Menschenkinder
Verwandelt oft in Quell und Fluß;
Auch unsre sieben arme Sünder
Bedroht ein gleicher Götterschluß.
  Sie triefen, sie schwellen,
  Als würden sie Quellen.

So, mehr geschwommen, als gegangen,
Gelangen sie zum Wald hinaus;
Doch keine Schenke seh'n sie prangen,
Sie sind auf gradem Weg nach Haus;
  Schon rieselt so helle
  Vom Felsen die Quelle.

Da ist's, als ob sie rauschend spreche:
„Willkommen, saubre Brüderschar!
Ihr habt geschmähet, töricht Freche,
Mein Wasser, das euch labend war.
  Nun seid ihr getränket,
  Daß ihr daran denket."

So kam es, daß die sieben Brüder
Das Wasser fürchteten hinfort,
Und daß sie schwuren, niemals wieder
Zu nennen das verwünschte Wort,
In keinerlei Weise,
Nicht laut und nicht leise.

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wanderer Schreck.
In einer Kirche, verlassen,
Da tät er die Nacht verpassen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er sich auf den Fang gemacht;
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da sprach er: „Reitknecht, reite zurück!
Die Handschuh' hab' ich vergessen
Auf der Bahre, da ich gesessen."

Der Reitknecht kam zurück so bleich:
„Die Handschuh' hole der Teufel Euch!
Es sitzt ein Geist auf der Bahre;
Es starren mir noch die Haare.

Er hat die Handschuh' angetan
Und schaut sie mit feurigen Augen an,
Er streicht sie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder."

Da ritt der Junker zurück im Flug;
Er mit dem Geiste sich tapfer schlug,
Er hat den Geist bezwungen,
Seine Handschuh' wieder errungen.

Da sprach der Geist mit wilder Gier:
„Und läßt du sie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das schmucke, schmeidige Pärlein!"

„Ein Jährlein ich sie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen."

Rechberger sprengte von dannen stolz;
Er streifte mit seinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören sie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze schlug;
Des Weges kam ein schwarzer Zug
Vermummter Rittersleute
(Der Junker wich auf die Seite),

Und hinten trabt noch einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug staffieret,
Mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag' an! wer sind die Herren vom Zug?
Sag' an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?"

„Dem treuesten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt man ihn nah und fern.
Ein Jährlein, so ist er erschlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen.“

Der Schwarze ritt den andern nach.
Der Junker zu seinem Knechte sprach:
„Weh' mir! vom Roß ich steige,
Es geht mit mir zur Neige.

Ist dir mein Rößlein nicht zu wild
Und nicht zu schwer mein Degen und Schild,
Nimm's hin dir zum Gewinste
Und brauch' es in Gottes Dienste!“

Rechberger in ein Kloster ging:
„Herr Abt, ich bin zum Mönche zu ring;
Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloster dienen als Laie.“

„Du bist gewesen ein Reitersmann,
Ich seh' es dir an den Sporen an;
So magst du der Pferde walten,
Die im Klosterstalle wir halten.“

Am Tag, da selbiges Jahr sich schloß,
Da kaufte der Abt ein schwarz wild Roß;
Rechberger sollt' es zäumen,
Doch es tät sich stellen und bäumen;

Es schlug den Junker mitten aufs Herz,
Daß er sank in bitterem Todesschmerz.
Es ist im Walde verschwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da stieg ein schwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen;
Reithandschuh' am Sattel hangen.

Rechberger stieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handschuh' vom Sattelknauf,
Er schwang sich in Sattels Mitte;
Der Grabstein diente zum Tritte.

Dies Lied ist Junkern zur Lehr' gemacht,
Daß sie geben auf ihre Handschuh' acht,
Und daß sie fein bleiben lassen,
In der Nacht am Wege zu passen.

Der Graf von Greiers.

Der junge Graf von Greiers, er steht vor seinem Haus,
Er sieht am schönen Morgen weit ins Gebirg hinaus,
Er sieht die Felsenhörner verklärt im goldnen Strahl
Und dämmernd mitten inne das grünste Alpental:

„O Alpe, grüne Alpe, wie zieht's nach dir mich hin!
Beglückt, die dich befahren, Berghirt' und Sennerin!
Oft sah ich sonst hinüber, empfand nicht Leid noch Lust;
Doch heute dringt ein Sehnen mir in die tiefste Brust."

Und nah und näher klingen Schalmeien an sein Ohr,
Die Hirtinnen und Hirten, sie zieh'n zur Burg empor,
Und auf des Schlosses Rasen hebt an der Ringeltanz,
Die weißen Ärmel schimmern, bunt flattern Band und Kranz.

Der Sennerinnen jüngste, schlank wie ein Maienreis,
Erfaßt die Hand des Grafen, da muß er in den Kreis;
Es schlinget ihn der Reigen in seine Wirbel ein:
„Hei, junger Graf von Greiers, gefangen mußt du sein!"

Sie raffen ihn von hinnen mit Sprung und Reigenlied,
Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied sich reiht an Glied,
Sie tanzen über Matten, sie tanzen durch den Wald,
Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt.

Schon steigt der zweite Morgen, der dritte wird schon klar.
Wo bleibt der Graf von Greiers? ist er verschollen gar?
Und wieder sinkt zum Abend der schwülen Sonne Lauf;
Da donnert's im Gebirge, da zieh'n die Wetter auf.

Geborsten ist die Wolke, der Bach zum Strom geschwellt,
Und als mit jähem Strahle der Blitz die Nacht erhellt,
Da zeigt sich in den Strudeln ein Mann, der wogt und ringt,
Bis er den Ast ergriffen und sich ans Ufer schwingt:

„Da bin ich weggerissen aus eurer Berge Schoß;
Im Tanzen und im Schwingen ergriff mich Sturmgetos;
Ihr alle seid geborgen in Hütt' und Felsenspalt,
Nur mich hat fortgeschwemmet des Wolkenbruchs Gewalt.

„Leb' wohl, du grüne Alpe mit deiner frohen Schar!
Lebt wohl, drei sel'ge Tage, da ich ein Hirte war!
O, nicht bin ich geboren zu solchem Paradies,
Aus dem mit Blitzesflamme des Himmels Zorn mich wies.

Du frische Alpenrose, rühr' nimmer meine Hand!
Ich fühl's, die kalte Woge, sie löscht nicht diesen Brand.
Du zauberischer Reigen, lock' nimmer mich hinaus!
Nimm mich in deine Mauern, du ödes Grafenhaus!"

Graf Eberstein.

Zu Speier im Saale, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberstein
Führet den Reih'n
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im luftigen Reigen,
Da flüstert sie leise (sie kann's nicht verschweigen):
„Graf Eberstein,
Hüte dich fein!
Heut nacht wird dein Schlößlein gefährdet sein."

„Ei," denket der Graf, „Euer kaiserlich Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!"
Er sucht sein Roß,
Läßt seinen Troß
Und jagt nach seinem gefährdeten Schloß.

Um Ebersteins Feste, da wimmelt's von Streitern,
Sie schleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberstein
Grüßet sie fein,
Er wirft sie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiser am Morgen gekommen,
Da meint er, es seie die Burg schon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und seine Gewappneten all':

„Herr Kaiser, beschleicht Ihr ein andermal Schlösser,
Tut's not, Ihr verstehet aufs Tanzen Euch besser.
Euer Töchterlein
Tanzet so fein,
Dem soll meine Feste geöffnet sein."

Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberstein
Führet den Reih'n
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüstert er leise, nicht kann er's verschweigen:
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut nacht wird ein Schlößlein gefährdet sein."

Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgetan;
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher.
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,

Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und tät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus;
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen.
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang;
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Rittter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

Das Schwert.

Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwert bestellt;
Doch als er's wog in freier Hand,
Das Schwert er viel zu schwer er fand.

Der alte Schmied den Bart sich streicht:
„Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht,
Zu schwach ist Euer Arm, ich mein';
Doch morgen soll geholfen sein."

„Nein, heut, bei aller Ritterschaft!
Durch meine, nicht durch Feuers Kraft."
Der Jüngling spricht's, ihn Kraft durchdringt,
Das Schwert er hoch in Lüften schwingt.

Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab.

Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter wert
Mit festem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug;
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug;
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein!

Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Amboß in den Grund;

Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert, so breit und lang:

„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter wert;

Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld.“

Klein Roland.

Frau Berta saß in der Felsenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Los;
Klein Roland spielt' in freier Luft,
Des Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr,
O, daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr';
Nun zürnst du schrecklich mir.

O Milon, mein Gemahl so süß,
Die Flut verschlang mir dich.
Die ich um Liebe alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein teures Kind,
Nun Ehr' und Liebe mir,
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von dir.

Klein Roland, geh' zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank!
Und wer dir gibt eine kleine Gab',
Dem wünsche Gottes Dank!“

Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal;
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut;
Doch reichte nicht der helle Klang
In Bertas Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel;
Die labten sich an Trank und Speis'
Mehr, als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng'
Wohl durch die offne Tür,
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Vierfarb zusammengestückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus;
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „Was muß ich seh'n?
Das ist ein sondrer Brauch."
Doch weil er's ruhig läßt gescheh'n,
So lassen's die andern auch.

Es stund nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal;
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

„Heida, halt an, du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut;
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt' er bald:
„Du trittst in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald;

Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
Wie man Äpfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus dem Bronnen frisch
Meines roten Weines Schaum."

„Die Bäurin schöpft aus dem Bronnen frisch,
Die bricht die Äpfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbret und Fisch,
Ihr roten Weines Schaum."

„Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind,
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind'.

Sag' an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag' an! wer ist ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk."

„Sag' an! wer sind die Wächter treu?"
„Meine Augen blau all' Stund."
„Sag' an! wer ist ihr Sänger frei?"
„Der ist mein roter Mund."

„Die Dam' hat wackre Diener, trau'n!
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschau'n,
Mit Farben mancherlei."

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt;
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat."

„Die Dame hat nach meinem Sinn
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein;
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!"

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil'
(Der König schaut in die Fern'),
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einemmal:
„Hilf, Himmel! seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

Hilf, Himmel! Schwester Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf, Himmel! in meinem Prunksaal reich
Den Bettelstab in der Hand!“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild;
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

Frau Berta senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut;
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Öhm begrüßt er laut.

Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh' auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein.“

Frau Berta hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Guts getan;

Soll werden seinem König gleich
Ein hohes Heldenbild,
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild;

Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand,
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland."

Roland Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten;
Man stellte Wildbret auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch roten, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer;
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein
Tief im Ardennerwalde."

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Haimon, Naims von Bayern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern;
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater, hört! ich bitte:

Vermeint Ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
Samt Eurem guten Schilde."

Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen;
Doch als sie kamen in den Wald,
Da täten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen noch Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?

Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge."

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen;
Die Lanze nahm er in die Hand
Und tät den Schild aufraffen;
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt erst sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach' der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer
Der Schild will ihn erdrücken."

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken.
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert
Muß eins dem andern helfen."

Der Riese mit der Stange schlug,
Auslangend in die Weite;
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt',
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Mut dahin,
Wie ihm der Schild entrissen;
Das Kleinod, das ihm Kraft verlieh'n,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom von Blute lief
Ins tiefe Tal hinunter;
Und aus des Toten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
Und freute sich am Glanze.

Dann barg er's unterm Kleide gut
Und ging zu einem Quelle;
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung Roland
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

Er legt' sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,

Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach' auf, wach' auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde;
Roland ritt hinterm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt';
Der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche;
Das ist der Riese. Frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern." —

Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzu lange.

Doch, seh' ich recht, auf Königswort,
So reitet Herzog Haimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere."

Herr Haimon ritt in trübem Mut,
Und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden."

Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin;
Er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück;
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen."

Der Herzog Naims von Bayerland
Kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck;
Hei, bayrisch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köstlich munden."

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde;
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch samt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann;
Ist mir zu viel gewesen."

Der Graf Garin tät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, des ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!“
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen.“

Zuletzt tät man Herrn Milon seh'n,
Der nach dem Schlosse lenkte;
Er ließ das Rößlein langsam geh'n,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusamt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Die Zierat in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
Das gab so wunderklaren Schein
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Glut
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemut:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen.“

Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all die Helle:
„Roland, sag' an, du junger Fant!

Wer gab dir das, Geselle?
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben schliefet!“

König Karls Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Zum heil'gen Lande steuert' er
Und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen;
Doch hält mir diese Kunst nicht stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?“

Herr Oliver war auch nicht froh;
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Altekläre.“

Dann sprach der schlimme Ganelon
(Er sprach es nur verstohlen):
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!“

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!“

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle,
Ich hab' euch manchen Dienst getan;
Jetzt helft mir von der Stelle!"

Herr Naimes diesen Ausspruch tat:
„Schon vielen riet ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rat
Sind oft zu Schiffe teuer."

Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst ins Trockne legen."

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein;
Wollt' mich zu Liebchen schwingen."

Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink viel lieber den roten Wein
Als Wasser in dem Meere."

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Äß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich lass' mir's halt gefallen;
Man richtet mir nicht anders an
Als meinen Brüdern allen."

Der König Karl am Steuer saß;
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er abends sich legt, und wann er morgens erwacht.“

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer; der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut
Und singet so hell; das höhet mir den Mut.“

Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!“

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Turm ins Feld;
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott, ein stattlicher Held.“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Turm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.

Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust;
Es zittert der Turm, und es zittert mein Herz in der Brust.“

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand;
„Hei,“ rief er, „ich fass' und ergreife dich, Engelland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab' ich Euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!“

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer;
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld;
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Mut;
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's, die harrten nicht allzulang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.

Hei, sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld;
Inmitten der Toten spannt' er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland:

„Mein tapfrer Taillefer, komm! trink' mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und in Leid;
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Leben lang.“

Das Nothemd.

„Ich muß zu Feld, mein Töchterlein,
Und Böses dräut der Sterne Schein;
Drum schaff' du mir ein Notgewand,
Du Jungfrau, mit der zarten Hand!“

„Mein Vater, willst du Schlachtgewand
Von eines Mägdleins schwacher Hand?
Noch schlug ich nie den harten Stahl,
Ich spinn' und web' im Frauensaal.“

„Ja, spinne, Kind, in heil'ger Nacht!
Den Faden weih' der höllischen Macht!
Draus web' ein Hemde lang und weit!
Das wahret mich im blut'gen Streit.“

In heil'ger Nacht im Vollmondschein,
Da spinnt die Maid im Saal allein.
„In der Hölle Namen!“ spricht sie leis';
Die Spindel rollt in feurigem Kreis.

Dann tritt sie an den Webestuhl
Und wirft mit zager Hand die Spul';
Es rauscht und saust in wilder Hast,
Als wöben Geisterhände zu Gast.

Als nun das Heer ausritt zur Schlacht,
Da trägt der Herzog sondre Tracht:
Mit Bildern, Zeichen, schaurig, fremd,
Ein weißes, weites, wallendes Hemd.

Ihm weicht der Feind wie einem Geist.
Wer böt' es ihm, wer stellt' ihn dreist,
An dem das härteste Schwert zerschellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prellt!

Ein Jüngling sprengt ihm vors Gesicht:
„Halt, Würger, halt! Mich schreckst du nicht.
Nicht rettet dich die Höllenkunst;
Dein Werk ist tot, dein Zauber Dunst."

Sie treffen sich und treffen gut,
Des Herzogs Nothemd trieft von Blut;
Sie hau'n und hau'n sich in den Sand,
Und jeder flucht des andern Hand.

Die Tochter steigt hinab ins Feld:
„Wo liegt der herzogliche Held?"
Sie find't die todeswunden zwei,
Da hebt sie wildes Klaggeschrei.

„Bist du's, mein Kind? Unsel'ge Maid,
Wie spannest du das falsche Kleid?
Hast du die Hölle nicht genannt?
War nicht jungfräulich deine Hand?"

„Die Hölle hab' ich wohl genannt,
Doch nicht jungfräulich war die Hand;
Der dich erschlug, ist mir nicht fremd;
So spann' ich, weh! dein Totenhemd."

Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall;
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunk'ner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seid'nen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kristall;
Sie nennen's das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk' Roten ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall;
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kristall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;
Drein schrieb sie: ‚Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr' wohl dann, o Glück von Edenhall!'

Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall.
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

Erst klingt es milde, tief und voll
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll;
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Kristall;
Er dauert länger schon als recht;
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Einstürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall.
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kristall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall';
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand," spricht er, „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst, gleich dem Glücke von Edenhall."

Der letzte Pfalzgraf.

Ich, Pfalzgraf Götz von Tübingen,
Verkaufe Burg und Stadt
Mit Leuten, Gülten, Feld und Wald;
Der Schulden bin ich satt.

Zwei Rechte nur verkauf' ich nicht,
Zwei Rechte, gut und alt:
Im Kloster eins, mit schmuckem Turm,
Und eins im grünen Wald.

Am Kloster schenkten wir uns arm
Und bauten uns zu Grund,
Dafür der Abt mir füttern muß
Den Habicht und den Hund.

Im Schönbuch, um das Kloster her,
Da hab' ich das Gejaid;
Behalt' ich das, so ist mir nicht
Um all mein andres leid.

Und hört ihr Mönchlein eines Tags
Nicht mehr mein Jägerhorn,
Dann zieht das Glöcklein, sucht mich auf!
Ich lieg' am schatt'gen Born.

Begrabt mich unter breiter Eich'
Im grünen Vogelsang
Und lest mir eine Jägermess'!
Die dauert nicht zu lang.

Graf Eberhard der Rauschebart.

Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Taten, der alten Waffen Glanz?

Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor![1]
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang;
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwerteskiang!

---

1. Der Überfall im Wildbad.

In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte weh'n,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend steh'n,
Da ritt aus Stuttgarts Toren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus;
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß;
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein;

[1] Graf Eberhard von Württemberg, genannt der Greiner, auch der Rauschebart († 1392), und dessen Sohn Ulrich († 1388) sind im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart beigesetzt.

Dann geht's durch Tannenwälder ins grüne Tal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus;
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast;
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschoss'ner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verriet voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch;
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf, es zieht ein Haufe das obre Tal herab;
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein rot von Golde und einen Eber wild."

„Mein Sohn, das sind die Schlegler, die schlagen kräftig
drein.
Gib mir den Leibrock, Junge! Das ist der Eberstein.
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn."

Da kommt ein armer Hirte in atemlosem Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Tal herauf;
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt
und gleißt,
Daß mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt."

„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt.
Gib mir den Mantel, Knabe! Der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut.
Bind mir das Schwert zur Seite! Der Wolf, der lechzt
nach Blut.

Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade
schmiegt;
Das ist ein lustig Necken, das niemand Schaden fügt;
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld."

Da spricht der arme Hirte: „Des mag noch werden Rat;
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat;
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort.
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort."

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan;
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' er's nie vermerkt;
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf;
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf;
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich tu's von Herzen gern."

Da denkt der alte Greiner: „Es tut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt;
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht."

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnismal.

Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tücht'ge Maurer ins Wildbad alsofort;
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

---

2. Die drei Könige zu Heimsen.

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht,
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft;
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rat,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffentat,
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und besser als im Bade ihm jeden Schlich verstellt,

Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh';
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu;
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Turm.
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! Das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;

Verhalt'ne Männerstimmen, verworr'ner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang.

Und als das Frührot leuchtet, und als der Nebel sinkt,
Hei, wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern steh'n um den Ort geschart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Türmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte!" ruft der Greiner, „Euch wird das Bad geheizt;
Aufdampfen soll's und qualmen, daß Euch's die Augen beizt."

Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Teer beträuft;
Drein schießt man glüh'nde Pfeile; wie raschelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze; wie flackert's lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrat zugeführt,
Von all den rüst'gen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift
Und schon mit lust'gem Prasseln der Türme Dach ergreift.

Ein Tor ist freigelassen; so hat's der Graf beliebt.
Dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt;
Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jetzt heraus?
Nein, friedlich zieht's herüber als wie ins Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkön'ge zu Fuß demütiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
Dann viele Herrn und Knechte gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkomm!“ so ruft der Greiner, „willkomm in meiner Haft!
Ich traf Euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad.
Nur einen miss' ich, Freunde, den Wunnenstein, 's ist schad'.“

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an einem Spieße, nimmt alles wohl in acht;
„Drei Könige zu Heimsen,“ so schmollt es, „das ist viel;
Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel.“

---

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen die Stadt;
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht,
Ins Urachtal hinüber sind sie mit großer Macht;
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig rot;
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen tot.

Herr Ulrich hat's vernommen; er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn.“
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zu Tal.

Ein Kirchlein stehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger; der scheint bequem zum Streit.
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reih'n,
Die langen Spieße starren; wohlauf! wer wagt sich drein?

Schon zieh'n vom Urachtale die Städter fern herbei;
Man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geschrei,

Man sieht sie fürder schreiten, ein wohl gerüstet Heer;
Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

Nun schließ' dich fest zusammen, du ritterliche Schar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter steh'n und starren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Tor;
Längst wob mit dichten Ranken der Efeu sich davor.
Man hatt' es schier vergessen; nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf'.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wut;
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurrot gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich rot.
Stets drängender umschlossen und wütender bestürmt,
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umtürmt.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark;
Die noch am Leben blieben, sind müde bis ins Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Allm!" stöhnt' einst ein Ritter; ihn traf des Mörders Stoß;
„Allmächt'ger!" wollt' er rufen; man hieß davon das Schloß.

Herr Ulrich sinkt vom Sattel halbtot, voll Blut und Qualm;
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt Achalm.

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Tor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathaus liegen die Toten all' gereiht;
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich;
Nicht jeder Knapp erkennet den toten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen, getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Tore die alte Stadt entlang;
Dumpf tönet von den Türmen der Totenglocken Klang.

Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug.
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug;
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war;
Drum mag er würdig führen auch noch die tote Schar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern, deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn.
Auf ihrer Stammburg wandelt von alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggebärden auf schweres Unheil weist.

Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht;
Er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Toten hieß zum Scherz.
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod ins Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug.
Will jemand alle wissen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathausfenstern in Farben bunt und klar
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart; er hat nicht sehr geeilt.
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder; man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

---

4. Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein.
Zu Döffingen war's anders; dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wider von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut.
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab;
Wer tot zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Not;
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,

Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kommt ein reis'ger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Dienste sein."
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab' sein nicht begehrt;
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."

Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Scharen steh'n,
Von Reutlingen, von Augsburg, vom Ulm die Banner weh'n;
Da brennt ihn seine Narbe, da gärt der alte Groll:

„Ich weiß, ihr Übermüt'gen, wovon der Kamm Euch schwoll."
Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl' ich alte Schuld;
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit dir speisen auf einem Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir schlagen auf einem blut'gen Feld."

Sie steigen von den Gäulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, tun sich als Löwen kund.
Hei, wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" Er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspellt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.

Schlagt drein! Die Feinde fliehen." Er ruft's mit Donnerlaut;
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei, wie der Eber haut.

Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?" so fragen alle; schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geschah es; bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,
Auf rost'ge Degenklingen, Speereisen, Panzerring';
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt.

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus,
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß!"

„Hei," spricht der Wolf mit Lachen, „gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank.
Gut Nacht und Glück zur Reise! Es steht im alten Recht."
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht;
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht;
Ob er vielleicht im stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem frühsten steigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß;
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt;
„Dem Mann ist's trüb zu Mute; was der uns bringen
wird?"

„Ich bring' Euch böse Kunde: nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend Wolf gefallen, er nahm, so viel ihm lieb."
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins
Art."

Sie reiten rüstig fürder; sie seh'n aus grünem Tal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgen-
strahl;
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht;
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'."

„Ich bring' Euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen; dem Herrn sei Dank und
Preis!"

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Feste,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.

Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang;
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus;
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle,
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.

Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie.
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will;
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgends still."

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zu Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
Des ich so lang begehrt;
Du sollst dafür empfangen
Hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben
Und laßt mir meinen Speer!

Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich mal alt und krank."

„Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum tu' mir das, Gesell,
Und gib mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!"

Der Graf hat sich erhoben;
Er schwenkt' den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk."

Das Singental.

Der Herzog tief im Walde
Am Fuß der Eiche saß,
Als singend an der Halde
Ein Mägdlein Beeren las;
Erdbeeren kühl und duftig
Bot sie dem greisen Mann,
Doch ihn umschwebte luftig
Noch stets der Töne Bann.

„Mit deinem hellen Liede,“
So sprach er, „feine Magd,
Kam über mich der Friede
Nach mancher stürm'schen Jagd.
Die Beeren, die du bringest,
Erfrischen wohl den Gaum,
Doch singe mehr! du singest
Die Seel' in heitern Traum.

Ertönt an dieser Eiche
Mein Horn von Elfenbein,
In seines Schalls Bereiche
Ist all das Waldtal mein;
So weit von jener Birke
Dein Lied erklingt rundum,
Geb' ich im Talbezirke
Dir Erb' und Eigentum.“

Noch einmal blies der Alte
Sein Horn ins Tal hinaus,
In ferner Felsenspalte
Verklang's wie Sturmgebraus;

Dann sang vom Birkenhügel
Des Mägdleins süßer Mund,
Als rauschten Engelflügel
Ob all dem stillen Grund.

Er legt in ihre Hände
Den Siegelring zum Pfand:
„Mein Weidwerk hat ein Ende,
Vergabt ist dir das Land."
Da nickt ihm Dank die Holde
Und eilet froh waldaus;
Sie trägt im Ring von Golde
Den frischen Erdbeerstrauß.

Als noch des Hornes Brausen
Gebot mit finstrer Macht,
Da sah man Eber hausen
In tiefer Waldesnacht;
Laut bellte dort die Meute,
Vor der die Hindin floh,
Und fiel die blut'ge Beute,
Erscholl ein wild Hallo.

Doch seit des Mägdleins Singen
Ist ringsum Wiesengrün,
Die muntern Lämmer springen,
Die Kirschenhaine blüh'n,
Festreigen wird geschlungen
Im goldnen Frühlingsstrahl;
Und weil das Tal ersungen,
So heißt es Singental.

Lerchenkrieg.

„Lerchen sind wir, freie Lerchen,
Wiegen uns im Sonnenschein,
Steigen auf aus grünen Saaten,
Tauchen in den Himmel ein.“

Tausend Lerchen schwebten singend
Ob dem weiten, ebnen Rieß,
Daß ihr heller Ruf die Menschen
Nicht im Hause bleiben ließ.

Aus der Burg vom Wallersteine
Ritt der Graf mit seinem Sohn,
Will für ihn die goldnen Sporen
Holen an des Kaisers Thron.

Freut sich bei dem Lerchenwirbel
Schon der reichen Vogelbrut;
Doch dem Junker ihm zur Seite
Hüpft das Herz von Rittermut.

Aus der Stadt mit grauen Türmen,
Aus der Reichsstadt finstrem Tor
In den goldnen Sonntagsmorgen
Wandelt alt und jung hervor.

Und der junge Rottenmeister
Führt zum Garten seine Braut,
Pflücket ihr das erste Veilchen
Bei der Lerchen Jubellaut.

Diese lieben Lenzestage,
Ach, sie waren schnell verblüht,

Und die schönen Sommermonde
Waren auch so bald verglüht.

„Lerchen sind wir, freie Lerchen.
Nicht mehr lieblich ist es hier;
Singen ist uns hier verleidet,
Wandern, wandern wollen wir.“

Abendlich im Herbstesnebel
Zieh'n die Bürger aus dem Tor,
Breiten, richten still die Garne,
Lauschen mit gespanntem Ohr.

Horch! es rauscht, die Lerchen kommen,
Horch! es rauscht, ein mächt'ger Flug;
Waffenklirrend in die Garne
Sprengt und stampft ein reis'ger Zug.

Ruft der alte Graf vom Rosse:
„Hilf, Maria, reine Magd!
Hilf den Bürgerfrevel strafen,
Der uns stört die Vogeljagd!“

Ruft der junge Rottenmeister:
„Schwert vom Leder! Spieß herbei!
Lerchen darf ein jeder fangen;
Kleine Vögel, die sind frei.“

Als der graue Morgen dämmert,
Liegt der Junker tot im Feld,
Über ihm, aufs Schwert sich stützend,
Grimmig, stumm, der greise Held.

Zum erschlag'nen Rottenmeister
Beugt sich dort sein junges Weib,
Mit den aufgelösten Locken
Deckt sie seinen blut'gen Leib.

Und noch einmal, eh' sie ziehen,
Steigen tausend Lerchen an,
Flattern in der Morgensonne,
Schmettern, wie sie nie getan:

„Lerchen sind wir, freie Lerchen,
Fliegen über Land und Flut;
Die uns fangen, würgen wollten,
Liegen hier in ihrem Blut."

Ver sacrum.

Als die Latiner aus Lavinium
Nicht mehr dem Sturm der Feinde hielten stand,
Da hoben sie zu ihrem Heiligtum,
Dem Speer des Mavors, flehend Blick und Hand.

Da sprach der Priester, der die Lanze trug:
„Euch künd' ich statt des Gottes, der euch grollt:
‚Nicht wird er senden günst'gen Vogelflug,
Wenn ihr ihm nicht den Weihefrühling zollt.'"

„Ihm sei der Frühling heilig!" rief das Heer,
„Und was der Frühling bringt, sei ihm gebracht!"
Da rauschten Fittiche, da klang der Speer,
Da ward geworfen der Etrusker Macht.

Und jene zogen heim mit Siegesruf,
Und wo sie jauchzten, ward die Gegend grün;

Feldblumen sproßten unter jedem Huf;
Wo Speere streiften, sah man Bäum' erblühn.

Doch vor der Heimat Toren, am Altar,
Da harrten schon zum festlichen Empfang
Die Frauen und der Jungfrau'n helle Schar,
Bekränzt mit Blüte, welche heut entsprang.

Als nun verrauscht der freudige Willkomm,
Da trat der Priester auf den Hügel, stieß
Ins Gras den heil'gen Schaft, verneigte fromm
Sein Haupt und sprach vor allem Volke dies:

„Heil dir, der Sieg uns gab in Todesgraus!
Was wir gelobten, das erfüllen wir;
Die Arme breit' ich auf dies Land hinaus
Und weihe diesen vollen Frühling dir.

Was jene Trift, die herdenreiche, trug,
Das Lamm, das Zicklein flamme deinem Herd!
Das junge Rind erwachse nicht dem Pflug,
Und für den Zügel nicht das mut'ge Pferd!

Und was in jenen Blütengärten reift,
Was aus der Saat, der grünenden, gedeiht,
Es werde nicht von Menschenhand gestreift,
Dir sei es alles, alles dir geweiht!"

Schon lag die Menge schweigend auf den Knien;
Der gottgeweihte Frühling schwieg umher,
So leuchtend, wie kein Frühling je erschien;
Ein heil'ger Schauer waltet' ahnungsschwer.

Und weiter sprach der Priester: „Schon gefreit
Wähnt ihr die Häupter, das Gelübd' vollbracht?
Vergaßt ihr ganz die Satzung alter Zeit?
Habt ihr, was ihr gelobt, nicht vorbedacht?

Der Blüten Duft, die Saat im heitern Licht,
Die Trift, von neugebor'ner Zucht belebt,
Sind sie ein Frühling, wenn die Jugend nicht,
Die menschliche, durch sie den Reigen webt?

Mehr, als die Lämmer, sind dem Gotte wert
Die Jungfrau'n in der Jugend erstem Kranz;
Mehr, als der Füllen auch, hat er begehrt
Der Jünglinge im ersten Waffenglanz.

O nicht umsonst, ihr Söhne, waret ihr
Im Kampfe so von Gotteskraft durchglüht!
O nicht umsonst, ihr Töchter, fanden wir
Rückkehrend euch so wundervoll erblüht!

Ein Volk hast du vom Fall erlöst, o Mars!
Von Schmach der Knechtschaft hieltest du es rein
Und willst dafür die Jugend eines Jahrs;
Nimm sie! sie ist dir heilig, sie ist dein."

Und wieder warf das Volk sich auf den Grund,
Nur die Geweihten standen noch umher,
Von Schönheit leuchtend, wenn auch bleich der Mund;
Und heil'ger Schauer lag auf allen schwer.

Noch lag die Menge schweigend wie das Grab,
Dem Gotte zitternd, den sie erst beschwor;

Da fuhr aus blauer Luft ein Strahl herab
Und traf den Speer und flammt' auf ihm empor.

Der Priester hob dahin sein Angesicht
(Ihm wallte glänzend Bart und Silberhaar);
Das Auge strahlend von dem Himmelslicht,
Verkündet' er, was ihm eröffnet war:

„Nicht läßt der Gott von seinem heil'gen Raub,
Doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;
Nicht will er einen Frühling, welk und taub,
Nein, einen Frühling, welcher treibt im Saft.

Aus der Latiner alten Mauern soll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung geh'n;
Aus diesem Lenz, inkräft'ger Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm ersteh'n.

Drum wähle jeder Jüngling sich die Braut!
Mit Blumen sind die Locken schon bekränzt;
Die Jungfrau folge dem, dem sie vertraut;
So zieht dahin, wo euer Stern erglänzt!

Die Körner, deren Halme jetzt noch grün,
Sie nehmet mit zur Aussaat in der Fern'!
Und von den Bäumen, welche jetzt noch blüh'n,
Bewahret euch den Schößling und den Kern!

Der junge Stier pflüg' euer Neubruchland!
Auf eure Weiden führt das muntre Lamm!
Das rasche Füllen spring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein gesunder Stamm!

Jhr.		Nr.	Pfg.
16.	*Heine, Heinrich, Gedichte	126	40
	Hesse, Herm., Die Heimkehr	172	45
15.	*Heyse, P., Der verlorene Sohn	10	45
	Hoefer, Edm., Rolof der Rekrut	67	35
	Hoffmann, E. T. A., Doge und Dogaresse; Des Vetters Eckfenster	95	50
15	*Hoffmann, H., Der Teufel vom Sande	100	70
	— Spätglück; Sturmwolken	9	30
	v. Horn, W. O., Friedel	28	90
	— Meine erste Braut; Ein Stücklein von der Mosel	66	35
	Huggenberger, A., Klaus Inzuben	180	45
	— Jakob Spöndlis Glücksfall	183	30
	Jacobs, W. W., Reppen Ellerbohm u. a. Erzählungen	84	25
	— Ein voreiliges Experiment u. a. Erzählungen	62	25
	Jensen, W., Magister Timotheus	6	25
15.	*Irving, Washington, Rip v. Winkle	124	25
	Junghans, Sophie, Der geraubte Schleier	133	60
14.	*Justus, Th., Geleite, die draußen sind!	72	25
14.	*— Wrack	199	40
15.	*Keller, G., Das Fähnlein der sieben Aufrechten	16	50
	Kinkel, G., Margret	158	50
14.	*v. Kleist, H., Michael Kohlhaas	36	50
14.	*v. Klöden, K. F., Jugenderinnerungen	93	50
	Kniest, Ph., Die Husheersche u. a. Erzählungen	102	60
12.	*Kohut, A., Heitere Märchen und Geschichten aus 1001 Nacht	165	60
	Kompert, L., Christian u. Lea	19	50
	— Gottes Annehmerin	45	30
15.	*Kopisch, August, Entdeckung der blauen Grotte	79	30
	Kröger, Timm, Im Nebel	87	30
	— Ein Abschied	143	30
	Lienhard, F., Der Pandurenstein u. a. Erzählungen	86	30
13.	*v. Liliencron, D., Zwei Kriegsnovellen	33	20
16.	*— Gedichte	54	25
	Loti, P. Islandfischer	160	90
	Ludwig, O., Zwischen Himmel und Erde	137	130
	Mackay, John Henry, Hans, mein Freund; Die Wasserratte	131	25
	Marcks, E., Fürst Bismarck	175	35
13.	*Marryat, Kapt. Sigismund Rüstig	171	80

Jhr.		Nr.	Pfg.
	Mathy, K., Aus dem Leben eines Schullehrers	49	30
	Mérimée, Prosper, Colomba	40	80
	Meyr, Melchior, Der Sieg des Schwachen	15	70
	— Regine	48	50
	— Die Lehrersbraut	153	120
	Mikszáth, K. v., Der taube Schmied	178	50
15.	*Mörike, Ed., Mozart auf der Reise nach Prag	73	45
	— Idylle vom Bodensee	116	50
13.	— *Historie von der schönen Lau	174	35
	Mosen, Julius, Heimweh	30	35
	— Meines Großvaters Brautwerbung; Ismael	55	40
	Muellenbach, E., Johannissegen; Silberdistel	29	25
15.	*— Franz Friedrich Ferdinand	44	45
	— Gebhard	129	45
	Müller, Fritz, Das wandernde Bett (Märchen)	70	30
	Müller-Guttenbrunn, A., Die Madjarin	155	60
14.	*Müller, Otto, Münchhausen im Vogelsberg	166	60
14.	*Nettelbeck, J., Bilder aus seiner Lebensbeschreibung	176	60
	Nieritz, G., Der arme Geigenmacher und sein Kind	103	60
	Niese, Charl., Der goldene Schmetterling u. a. Erzählungen	96	30
15.	*— Um die Weihnachtszeit	69	20
	v. Ompteda, Gg., Freiherr, Der Major u. a. Erzählg.	47	30
	Pasqué, Ernst, Wer hat dich, du schöner Wald?	35	20
	Pfarrius, G., Das Ende des Hauses Dhaun	76	50
	Philippi, Fritz, Der goldene Vogel u. a.	145	25
	Pichler, A., Der Einsiedler	52	40
	Poeck, W., Lebendige Bütt (Zwei Humoresken)	89	30
	v. Polenz, W., Die Glocken von Krummseifenbach u. a.	167	35
15.	*Raabe, Wilh., Die schwarze Galeere	18	55
	— Das letzte Recht	135	45
	Ratzel, Fr., Bilder aus dem Kriege mit Frankreich	118	45
15.	*v. Raumer, K., Erinnerungen aus 1813 und 1814	159	50
12.	*Reuper, J., Schnurren und Schnaken	140	80
15.	*Reuter, Fritz, Ut de Franzosentid	61	90
15.	* De Wedd u. a. Läufchen	142	20
14.	*Riehl, W. H., Der Stadtpfeifer	1	40
	— Die Werke der Barmherzigkeit	181	30

Jhr.		Nr.	Pfg.
14.	*Rietschel, Ernst, Jugenderinnerungen	53	50
14.	*Rosegger, P., Das Ereignis in der Schrun u. a. Erzählungen	60	40
	— Das zu Grunde gegangene Dorf	8	30
	v. Saar, Ferdinand, Tambi	41	25
	v. Scheffel, V., Der Trompeter von Säkkingen	190	90
13.	*Schieber, A., Einen Sommer lang	189	35
13.	*— Von der stummen Kreatur	177	25
13.	*Schiller, Ausgew. Gedichte	63	80
13.	*— Wilhelm Tell	146	60
15.	*Schmidt, Max, Zwei lustige Geschichten	56	30
14.	*Schmitthenner, A., Der Ad'm; Friede auf Erden	50	30
13.	*— Frühglocke	194	30
	v. Schoenaich-Carolath, Prinz Emil, Regulus	115	20
	Schücking, Levin, Der Nachrichter	125	45
	Schulte vom Brühl, W., Die Rottenprinzeß	170	40
10.	*Schwab, G., Der gehörnte Siegfried u. a. Erzählungen	91	80
14.	*Sealsfield, Charles, Die Prärie am Jacinto	128	70
	Seidel, Heinrich, Die silberne Verlobung	108	25
	Silberstein, A., Der Gerhab	58	45
	Simrock, Karl, Ausgewählte Gedichte	107	35
15.	*Söhle, Karl, Eroica	99	30
	Sohnrey, H., Der Hunnenkönig	39	20
	Spindler, K., Der Hofzwerg	46	35
	Starklof, L., Sirene	11	90
15.	*Steinhausen, Hch., Gevatter Tod	90	40
	Stern, Ad., Das Weihnachtsoratorium	31	40
15.	*— Die Flut des Lebens	92	25
	— Dürer in Venedig	141	60
	— Maria vom Schiffchen	169	35
	Stieler, K., Ein Winteridyll	186	25
	Stifter, Adolf, Die drei Schmiede ihres Schicksals	85	25
15.	*— Granit	22	30
15.	*— Waldsteig	5	40
	Stinde, Julius, Die Flaschenbrüder	74	40
	Stöber, K., Der Stricker u. a.	168	25
15.	*Storm, Th., Von Jenseit des Meeres	17	30
	— Beim Vetter Christian	192	25
14.	*— Söhne des Senators / Bötjer Basch	196	60
15.	*v. Strauß-Torney, Lulu, Bauernstolz	68	40
	Supper, A., Die neue Methode u. a.	150	4[illegible]
14.	*Tolstoi, Leo N., Wodurch leben die Menschen? Ein kleines Licht	109	25
13.	*— Auf Feuer habe acht! Zwei Greise	27	3[illegible]
	Trinius, A., Thielemanns Erdenwallen	161	2[illegible]
7.	*Trojan, Johannes, Aus Natur und Haus	136	80
15.	*Uhland, Ludwig, Gedichte	134	80
15.	*Viebig, Clara, Am Totenmaar	13	35
	— Das einfältige Herz	193	50
	Villinger, Hermine, Knöpfche	25	30
13.	*Vilmar, A. F. C., Das Nibelungenlied	101	45
15.	*Voigt-Diederichs, Die Balsaminen u. a. Erzählungen	83	25
15.	*— Zwischen Lipp' und Kelchesrand	65	25
11.	*Volkmann-Leander, R., Träumereien an franz. Kaminen	185	60
	Wernher der Gaertner, Helmbrecht	148	25
	Wichert, E., Der Schaktarp	114	70
15.	* Wilbrandt, Ad., Der Lotsenkommandeur	21	40
	Zahn, E., Der Lästerer	117	56
	Zschokke, H., Das Abenteuer	98	4[illegible]

Die Bändchen sind auch gebunden zu beziehen in Pappe und Leinen.

Prüfungsbändchen zum halben Preis.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt durch die Geschäftsstelle:
Buchhandlung Limbarth-Venn in Wiesbaden, Kranzplatz 2.

Der Vorstand des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden.

